

Leonardo und das Geheimnis der Villa Medici

DaVinci, #1

by Alfred Bekker, 1964–

Published: 2008

✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ ✻

Inhalt

Kapitel 1 ...	Der geheimnisvolle Fremde.
Kapitel 2 ...	Der Hexer vom Dorfgasthof.
Kapitel 3 ...	Feuer!

Kapitel 4 ...	Spieglein, Spieglein...
Kapitel 5 ...	Gerüchte und Neuigkeiten.
Kapitel 6 ...	Das Geheimnis des Portugiesen.
Kapitel 7 ...	Kriegsrat.
Kapitel 8 ...	Reiter in der Nacht.
Kapitel 9 ...	In Florenz.
Kapitel 10 ...	Im Palast der Familie Medici.
Kapitel 11 ...	Der Plan.
Kapitel 12 ...	Der Agent des Königs.



Kapitel 1

Der geheimnisvolle Fremde.

Blitze zuckten aus den grauen Wolken. Es regnete in Strömen und die ungepflasterte Straße, an dem der kleine Ort Vinci lag, verwandelte sich innerhalb kurzer Zeit in einen Sumpf. Wind kam auf und schüttelte Sträucher und Bäume.

„Warum machst nicht die Fensterläden zu, Leonardo?“

„Weil ich zuschauen will.“

„Aber es regnet gleich herein, wenn es schlimmer wird!“

„Komm doch auch ans Fenster, Carlo.“

„Ich weiß nicht...“

„Wenn wir Glück haben, sehen wir, wie ein Baum gespalten wird.“

So wie letzten Sommer, weißt du noch?“

Der zehnjährige Carlo erinnerte sich gut.

Sein gleichaltriger Freund Leonardo saß am offenen Fenster und blickte fasziniert ins Freie.

Eigentlich war er damit beschäftigt gewesen, einen toten Vogel zu zerlegen, den er gestern im Wald gefunden hat. Aber das Gewitter war interessanter als die Frage, wie ein Vogel von innen aussah. Von dem Zimmer aus, das Leonardo im Haus seines Großvaters bewohnte, hatte man eine gute Aussicht auf die Umgebung. Es lag im Obergeschoß und wenn man am Fenster saß, konnte man das Dorf bis zu den nahen Anhöhen überblicken. Im letzten Jahr hatte es ein noch sehr viel schlimmeres Gewitter gegeben.

Auch damals war Carlo zu Besuch gewesen, als es plötzlich heftig zu regnen und zu stürmen anfang. Sie hatten am Fenster gesessen und mit angesehen, wie

der Blitz in einen uralten Baum auf einer der Anhöhen vor dem Dorf gefahren war. Seitdem war der Baum gespalten und Leonardo war von einer Faszination für Blitze und Gewitter erfaßt worden, die ihn jedes Mal aufs Neue packte, wenn es am Himmel zu grummeln begann.

Carlo erinnerte sich noch gut daran, wie Leonardo am Tag nach dem Gewitter unbedingt den Baum hatte untersuchen wollen. Sie hatten Brandspuren entdeckt, aber das war auch schon alles, was sie herausgefunden hatten.

Carlo hatte Leonardos Worte von damals noch im Ohr. „Der Blitz muß eine viel größere Kraft als ein Mann mit einer Axt haben, denn was glaubst du wohl, wie lange ein Mann mit einer Axt brauchen würde, um einen Baum zu spalten! Das müßte ein Riese sein, denn sonst könnte er den Baum niemals so spalten: von oben nach unten! Und deshalb denke ich, daß im Blitz die Kraft eines Riesen steckt!“

Carlo seufzte und kam zu Leonardo ans Fenster. Er hatte sich inzwischen daran gewöhnt, daß sein Freund voll von verrückten Ideen war und immer alles ganz genau wissen wollte. Auch Dinge, von denen Carlo dachte, daß man sie nicht unbedingt wissen mußte.

Wozu war es zum Beispiel gut, darüber Bescheid zu wissen, wie es im Inneren eines toten Vogels aussah?

Die frische Luft, die jetzt hereinwehte, ließ Carlo leichter atmen.

In Leonardos Zimmer roch es nämlich immer ziemlich streng, da er gerne tote Tiere zerlegte, um zu sehen, wie sie von innen aufgebaut waren.

Meistens vergaß er dabei allerdings, die Reste zu beseitigen, so dass immer ein gewisser fauliger Verwesungsgeruch in der Luft hing.

„Was könnte man alles erreichen, wenn man die Kraft eines Blitzes zur Verfügung hätte“, sagte Leonardo. „Stell dir vor, man könnte diese Kraft irgendwie einfangen oder eine Maschine erfinden, die selbst Blitze hervorbringt! Wozu eine Kolonne von Holzfällern einen ganzen Monat braucht, das könnte man damit an einem Tag erledigen! Und im Krieg bräuchte man befestigte Städte nicht mehr monatelang belagern, sondern könnte mit dieser Kraft die Festungsanlagen zerschlagen!“

Immer wieder dachte Leonardo sich die seltsamsten Erfindungen aus und erzählte mit einer so großen Anschaulichkeit von irgendwelchen fantastischen Maschinen, daß man tatsächlich glauben konnte, es wäre möglich, so etwas herzustellen.

„Aber wie sollte man einen Blitz einfangen?“, fragte Carlo, der sich immer wieder fragte, woher Leonardo nur all diese Ideen hatte.

„Genau das ist das Problem! Wenn mir da eine Methode eingefallen wäre, hätte ich schon längst mal versucht, so etwas zu bauen.“

„Leonardo! Du kannst Blitze nicht einfangen. Wie soll das gehen? Du könntest genauso gut das Sonnenlicht einzufangen versuchen!“

„Das Sonnenlicht kann man einfangen“, sagte Leonardo.

„So, wie denn?“

„Mit Spiegeln. Du kannst es selbst von einem Spiegel zum anderen weiterleiten.“

„Aber Sonnenlicht hat auch den Vorteil, daß es dich nicht erschlagen kann!“, wandte Carlo ein. Vor drei Jahren war im Nachbarort ein Bauer vom Blitz getroffen

fen worden, der bei Gewitter zu lange auf seinem Feld geblieben war. Er war sofort tot gewesen.

Leonardo antwortete nicht.

Dann weiß er auf meine Argumente also ausnahmsweise mal keine Antwort mehr! dachte Carlo, aber er war sich nicht ganz sicher, ob sein Freund vielleicht auch nur gerade sehr intensiv an etwas anderes dachte. Das kam nämlich auch häufiger mal vor. Er saß dann einfach da und wirkte ganz abwesend, weil er über irgendetwas nachdachte oder gerade einen seiner seltsamen Einfälle hatte. Dann bekam er nicht einmal mit, wenn man ihn ansprach.

Auf jeden Fall war es mit Leonardo nie langweilig und deswegen verbrachte Carlo gerne seine Zeit mit ihm—auch wenn sein Freund der mit Abstand merkwürdigste Junge war, den es in Vinci gab.

In das Tosen des Unwetters, die immer dichter aufeinander folgenden Donnerschläge und das Prasseln des Regens mischte sich jetzt ein anderes Geräusch, das Carlo aufhorchen ließ.

Hufschlag!

Wenig später tauchte ein Reiter auf, der die morastig gewordene Straße zwischen Pisa und Florenz entlang preschte, an der das Dorf Vinci lag. Der Reiter trug einen Umhang, der ihn einigermaßen vor dem Regen schützte. Der Kopf wurde von einer tellerförmigen Lederkappe bedeckt, an der das Wasser nur so heruntertropfte.

Vom Gesicht des Mannes konnte man nur die Augen sehen, denn er hatte seinen Kragen hochgestellt.

„Wer ist das denn da vorne?“, fragte Carlo. Er stieß Leonardo an.

„Der Kerl dort! Ich habe den noch nie her gesehen!“

Der Reiter zügelte sein Pferd und hielt an. Er ließ den Blick über die Häuser von Vinci schweifen.

„Er war schon mal hier“, sagte Leonardo. „Das ist etwa vier Wochen her. Aber da war es Nacht. Vollmond, daran erinnere ich mich genau, den ich habe versucht, die dunklen Flecken, die man auf dem Mond sieht, nachzuzeichnen. Ist leider nicht so besonders gut geworden...“

„Ein seltsamer Mann...“

„Jedenfalls ist er bewaffnet. Unter seinem Umhang schaut eine Schwertspitze hervor!“ Leonardo zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht ein Söldner, der sich in Florenz bei der Stadtwache anwerben lassen will!“

„Dann wäre er jetzt nicht hier!“, meinte Carlo.

„Er könnte abgewiesen worden sein, weil keine Stelle frei war“, gab Leonardo zu bedenken. „Und jetzt will er es noch mal versuchen. Aber vielleicht ist er auch der Gesandte eines fernen Hofes, der eine wichtige Botschaft nach Florenz zu bringen hat!“

Aber, dass er ein hoher Herr sein muss sieht man doch gleich an seiner Kleidung, seiner Ausrüstung, dem Sattelzeug...“ Leonardo sprach nicht weiter. Irgendein Gedanke schien ihn plötzlich abzulenken.

„Hast du gesehen, wo er in jener Nacht hin geritten ist, als du ihn beobachtet hast?“, fragte Carlo.

„Nein. Ich hörte, wie Großvater die Treppe heraufkam und bin schnell ins Bett gegangen. Ich sollte nämlich eigentlich schlafen. Offenbar hatte ich zu viel Krach gemacht, so daß er mich hören konnte.“

Der Reiter lenkte nun sein Pferd zur Seite und verschwand dann hinter der Kirche.

„Ich wette, er ist jetzt zu unserem einzigen Gasthof geritten und will dort übernachten“, vermutete Leonardo. „Wenn er heute noch nach Florenz will, würde er dort erst ankommen, wenn die Stadttore schon geschlossen sind.“

Leonardo blickte zu Himmel. Die Blitze wurden seltener. Der Donner war nur noch ein fernes Grummeln. Nur der Regen wurde noch heftiger.

„Schade“, sagte Leonardo. „Das Gewitter zieht ab. Ich glaube nicht, daß heute noch ein Baum gespalten wird.“ Er wandte sich vom Fenster ab. „Hilfst du mir, den toten Vogel auseinander zu schneiden?“

„Das ist doch ekelhaft!“, stieß Carlo angewidert hervor.

„Ich habe auch noch eine Eidechse. Wenn du willst, können wir auch mit der anfangen.“

„Ich muß gleich brechen“, sagte Carlo. „Allein, wenn ich schon daran denke... Stell dir mal vor, du würdest aufgeschnitten, wenn du tot bist!“

„Wenn ich tot wäre, spüre ich das ja nicht mehr“, erwiderte Leonardo. „Also würde es mir auch nichts ausmachen. Im Gegenteil! Wenn es ein richtiger Arzt macht, erkennt der vielleicht besser wie der Körper funktioniert, so daß man wirksame Heilmethoden entwickeln könnte! Dann würde ich sogar nach meinem Tod noch etwas Sinnvolles bewirken!“

Carlo runzelte die Stirn. „Vielleicht hat mein Vater doch recht“, meinte er.

„Womit?“

„Damit, daß bei dir im Kopf irgendetwas nicht ganz richtig ist.“

„Carlo, das sind tote Tiere—sonst nichts! Habt ihr bei euch noch nie geschlachtet?“

Carlo seufzte und blickte noch einmal aus dem Fenster. Er hatte jetzt die Wahl: Entweder er ging durch den Regen nach Hause oder er mußte sich mit ansehen, wie Leonardo zwei tote Tiere auseinander schnitt.

Es klopfte an der Tür des einzigen Gasthofes in Vinci.

Der Wirt sah seine Frau fragend an. Es klopfte ein zweites Mal.

Gianna, die zehnjährige Tochter des Wirtes, saß in einer Ecke und spielte mit ihrer kleinen Schwester. Sie benutzten Holzpuppen, die ihr Vater für sie geschnitzt hatte. Es klopft ein drittes Mal und nun blickte auch Gianna auf und strich sich das lang herabfallende Haar zurück.

Zögernd ging der Wirt zur Tür und öffnete die Tür.

Eine düstere Gestalt stand dort im Regen—eingehüllt in einem Umhang und das Gesicht durch den hochgestellten Kragen fast ganz verdeckt. Das Wasser tropfte von der Lederkappe herab. Der Blick des Wirtes glitt zu den guten Lederstiefeln und der Schwertspitze.

„Tretet ein, Herr!“, sagte der Wirt sehr unterwürfig. Der Fremde machte zwei Schritte nach vorn. Das Wasser tropfte von seinem Umhang. Der Blick seiner blauen Augen glitt durch den Raum, so als suchte er etwas. Über der linken Augenbraue war eine Narbe.

„Wo ist er?“, drang seine Stimme dumpf unter dem Kragen hervor.

Der Wirt wandte sich an seine Tochter. „Gianna! Sag dem Portugiesen Bescheid! Sag ihm, daß sein Besuch da ist...“

Gianna schluckte. Der Portugiese—das war ein sehr seltsamer Mann, der sich seit einigen Wochen im Gasthaus ihres Vaters einquartiert hatte. Er verließ fast nie sein Zimmer, trug einen dunklen Bart, der ihm bis unter die Augen wuchs und buschige Augenbrauen, die sehr schräg standen und ihm dadurch ein Aussehen gaben, das Gianna an Beschreibungen des Teufels erinnerte. Es fehlten eigentlich nur die Hörner und der Pferdefuß.

Niemand wußte, wie er wirklich hieß. Er wurde nur „der Portugiese“ genannt, weil er angeblich aus einem Land namens Portugal stammte. Gianna hatte allerdings gehört, wie sich ihre Eltern darüber unterhielten. Ihre Mutter bezweifelte dabei, daß es dieses ferne Portugal überhaupt gäbe. Sie glaubte vielmehr, daß der Gast nur so tat, als käme er von weit her, weil er irgendein Verbrechen begangen hätte und man ihn nun suchen würde.

„Aber er bezahlt pünktlich—und doppelt so viel, wie andere Gäste!“, hatte die Antwort ihres Mannes gelautes, womit die Diskussion dann beendet gewesen war. Die Wirtsleute brauchten das Geld dringend.

„Na los, Gianna! Worauf wartest du?“, herrschte der Wirt seine Tochter an.

Gianna ging scheu an dem unheimlichen Fremden vorbei und lief die Treppe hinauf ins Obergeschoss. Ganz am Ende des Flurs befand sich das Zimmer des Portugiesen. Gianna klopfte an.

„Ich habe zu Essen!“, rief der Portugiese durch die Tür. „Alles genug!“ Man konnte ihn schwer verstehen, aber inzwischen hatte sich Gianna einigermaßen an seine Art zu sprechen gewöhnt, so daß sie ihn in der Regel auch verstand.

„Der Mann, der Euch immer besucht, ist da!“, sagte Gianna.

Ein paar Geräusche waren von hinter der Tür zu hören.

Wahrscheinlich räumte er seine Sachen zur Seite. Gianna kannte das schon. Immer bevor er die Tür öffnete, wenn sie ihm eine Mahlzeit brachte, dann räumte er erst einige Augenblicke lang herum. Einmal hatte sie gesehen, daß ein paar aufgeschlagene Bücher und Pergamentrollen auf dem Tisch lagen. Eigenartige Zeichen waren darauf zu sehen gewesen, die keine Ähnlichkeit mit den Buchstaben und Zahlen hatten, die sie in der Schule hatte auswendig lernen müssen.

Daher befürchtete sie, daß der Fremde vielleicht ein Zauberer war, der sich mit Schwarzer Magie beschäftigte und mit Hilfe irgendwelcher Zeichen Hexenrituale durchführte. Ihr Herzschlag hämmerte wie wild, als der Portugiese schließlich die Tür öffnete.

Der Blick seiner dunklen Augen war durchdringend und ließ Gianna bis ins Mark erschauern.

Er wirkte müde, was kein Wunder war, denn oft brannte das Licht in seinem Fenster bis spät in die Nacht.

„Was hast du gesagt?“, fragte er und Gianna wiederholte, dass unten im Schankraum jemand auf ihn warte.

Der Portugiese verengte die Augen. Seine buschigen Augenbrauen wirkten jetzt besonders unheimlich. „Sag ihm, daß er zu mir heraufkommen soll!“

Gianna schluckte.

„Ja, Herr.“

Kapitel 2

Der Hexer vom Dorfgasthof.

Carlos Eltern betrieben einen kleinen Verkaufsladen am Ende des Dorfes. Er nahm die ganze untere Etage des kleinen Hauses ein, in dem die Familie lebte. Einmal die Woche fuhr Vater Cesare Maldini mit dem Pferdewagen nach Florenz, von wo er dann am darauf folgenden Tag mit Waren und Neuigkeiten zurückkehrte.

Als Carlo am nächsten Tag von der Schule kam, saß sein Vater an dem Tisch, der mitten im Laden stand. Überall standen Waren herum, die Cesare Maldini aus Florenz mitgebracht hatte. Stoffballen ebenso wie Weinkrüge und Werkzeuge.

Cesare Maldini brütete über einer Liste und Carlo wäre am liebsten postwendend wieder aus dem Raum gegangen, als er das sah, denn er wusste genau, was jetzt folgen würde.

Aber es war zu spät. Sein Vater hatte ihn gesehen.

„Ah, das ist gut, dass du da bist!“, sagte er. „Komm her, rechne mir diese Beträge doch bitte zusammen!“

Carlo seufzte. Eigentlich wollte er nach der Schule, in die er für ganze zwei Stunden gegangen war, sofort zu Leonardo. Leonardo war nur zwei Jahre in die Schule gegangen. Er hatte zusammen mit Carlo und Gianna, der Tochter des Wirtes, dort angefangen. Aber erstens hatten den Lehrer die dauernde Fragerei und die sonderbaren Ideen, die Leonardo hatte, immer wieder zur Weißglut getrieben, weil er ein ständiger Unruheherd gewesen war und zweitens hatte wohl auch niemand mehr das Schulgeld für Leonardo zahlen können.

In Momenten wie diesen wünschte sich Carlo, an Leonardos Stelle zu sein, denn dann hätte sein Vater nicht von ihm verlangen können, diese schweren Rechnungen durchzuführen. Wahrscheinlich war damit der halbe Nachmittag hin!

„Mach schon Carlo, wozu schicke ich dich denn sonst zur Schule?“, meinte sein Vater. „Wozu bezahle ich all das viele Geld? Natürlich damit du eines Tages meine Geschäfte weiterführen kannst und dazu muß man nun mal rechnen können. Wie willst du sonst wissen, ob dich jemand betrügt? Oder ob sich ein Geschäft überhaupt lohnt?“

„Ja, ja“, murmelte Carlo.

Was jetzt kam, kannte er auswendig. Es war immer dieselbe Litanei. Cesare Maldini versuchte seinem Sohn klarzumachen, wie gut er es doch hätte, daß er zur Schule gehen dürfte. Er selbst hätte die Schule früh abbrechen müssen, weil sein Vater starb und anschließend nicht mehr genug Geld da war, um den Unterricht zu bezahlen. „Und deine Mutter—sie ist ein Bauernmädchen gewesen. Wunderschön—aber sie hat eine Schule nie von innen gesehen!“, fuhr er fort und fuchtelte dabei mit den Armen in der Luft herum.

„Deine Mutter und ich haben es oft sehr bedauert, daß wir nicht besser schreiben und rechnen konnten. Vor allem auf das Rechnen kommt es an! Und da du genauso von unserem Geschäft lebst wie wir, ist es nicht zuviel verlangt, wenn du

dir jetzt etwas Mühe gibst und diese Beträge zusammenziehst. Das kann dir ja wohl nicht zu schwer fallen.“

Carlo sah ein, daß es wohl keinen Ausweg gab.

„Also gut“, seufzte er.

Er setzte sich an den Tisch und blickte auf die Beträge. Im Kopf fing er schon an zu rechnen, aber da war noch etwas, was sein Vater mit ihm besprechen wollte.

„Gestern Abend bist du sehr spät nach Hause gekommen, Carlo.“

„Ich war bei Leonardo, das habe ich Mutter gesagt.“

„Ich weiß. Und das ist der Punkt, auf den ich hinaus will. Für meinen Geschmack bist du viel zu oft mit diesem seltsamen Kerl zusammen. Seine Mutter macht sich auch schon Sorgen um ihn. Sie war heute Morgen bei mir, um eine Hacke zu kaufen.“

Carlo wußte, daß Leonardos Mutter eine Magd gewesen war, die später einen Bauern aus der Umgebung geheiratet hatte. Leonardos Vater war Ser Piero d'Antonio, ein Notar aus Vinci.

Schon früh waren Leonardos Eltern zu der Überzeugung gelangt, daß es das Beste war, wenn sich sein Großvater um ihn kümmerte, der im Übrigen auch bereit dazu gewesen war. Jetzt fragten sich manche, ob der alte Mann seinem Enkel nicht vielleicht etwas zu viele Freiheiten ließ.

„Der arme alte Mann“, sagte Carlos Vater nun. „Ich habe gehört, daß Leonardo mehrere seiner Hühner vergiftet hat, als er ihnen Körner gab, die er in irgendeine selbst zusammen gemixten Tinktur getränkt hatte und die angeblich bewirken sollte, daß die Tiere mehr Eier legen.“

„Das war ein Mißverständnis“, meinte Carlo. „Leonardo hat das nicht gewollt.“

„Ein Mißverständnis, sagst du? Aber die Hühner waren trotzdem tot und sein Großvater hat sie alle auf einmal schlachten müssen! Dieser Junge ist doch verrückt!“

„Nein, er ist nicht verrückt“, widersprach Carlo. „Er hat nur sehr viele Ideen und immer fällt ihm was Neues ein, was man erforschen könnte.“

„Genau das ist das Problem“, erwiderte Cesare. „Diese wirren Ideen. Maschinen, an denen sich höchstens jemand verletzen kann, die aber niemandem helfen, Heiltinkturen, an denen Hühner sterben, Experimente, die nur Schaden anrichten... Ich mache mir Sorgen, daß du vielleicht eines Tages auch diese Hirngespinnste entwickeln könntest, verstehst du?“

„Aber eines Tages wird es die Maschinen vielleicht geben, die Leonardo sich immer ausdenkt“, meinte Carlo.

„Siehst du, das meine ich! Die Maschinen, von denen du mir erzählt hast, wird es nie geben—aber du wirst von solchem Teufelszeug träumen und das wird dich davon ablenken, dich in der Schule anzustrengen und dein Leben auf die Reihe zu bekommen! Eines Tages hast du dann vielleicht sogar selbst so verrückte Ideen.“

Aber Carlo schüttelte den Kopf. „In diesem Punkt kannst du ganz beruhigt sein, Vater“, erklärte er.

„Ach, ja?“

„Solche Einfälle wie Leonardo werde ich wohl nie haben!“, war er sich vollkommen sicher.

Für Carlos Geschmack dauerte es viel zu lange, bis er endlich mit den Berechnungen fertig war und aus dem Haus durfte. Sein Vater hatte zwar einige Bedenken wegen des schlechten Einflusses, den der Tagträumer Leonardo auf seinen Sohn haben könnte, gab schließlich aber doch nach.

Und so ging Carlo zur anderen Seite des Ortes, wo das Haus von Leonardos Großvater lag.

Die Straße war immer noch sehr morastig durch den gestrigen Regenguß. Wahrscheinlich würde das auch noch ein paar Tage so bleiben. Carlo versuchte, sich möglichst am Rand zu halten. Zwar ging er diesmal barfuß, so daß es keine Schuhe gab, die er hätte beschmutzen können, aber er wollte auch nicht so tief einsinken, daß seine Hosenbeine in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Als er das Haus von Leonardos Großvater erreichte, klopfte er an der Tür.

„Herein!“, sagte eine raue, heisere Stimme.

Carlo trat ein. Ein hoch gewachsener grauhaariger Mann musterte ihn. Seit seine Frau gestorben war, galt auch er in Vinci als etwas wunderlich. Manche zweifelten daran, daß er in der Lage war, zurzeit einen Jungen wie Leonardo zu erziehen und es wurde hinter vorgehaltener Hand viel geredet.

„Geh ruhig hinauf, Carlo!“, sagte der Großvater. „Du weißt ja, wo du Leonardo findest.“

„Ja.“

Carlo ging zur Treppe und hatte schon die ersten drei Stufen zum Obergeschoss hinter sich gebracht, da hielt ihn die Stimme des Großvaters noch einmal zurück. „Hör zu Carlo—achte ein bißchen darauf, daß kein Unfug geschieht, ja?“

Carlo schluckte. „Ich werde tun, was ich kann“, versprach er und der Großvater mußte unwillkürlich lächeln.

„Ich weiß, daß er sich nur schwer von etwas abhalten läßt, wenn er es sich in den Kopf gesetzt hat, aber wenn er auf jemanden hört, dann auf dich!“ Er seufzte schwer. „So etwas wie mit den Hühnern möchte ich wirklich so schnell nicht wieder erleben! Also überlegt was ihr tut!“

Carlo ging die Treppe hinauf und betrat wenig später Leonardos Zimmer. Schon vorher hörte er Stimmen von dort. Im ersten Moment dachte er schon, daß Leonardo angefangen hat mit sich selbst zu reden. Vielleicht hat mein Vater dann ja Recht und er ist wirklich auf dem Weg, verrückt zu werden, überlegte er.

Aber als er dann durch die Tür trat, sah er, daß sein Freund nicht allein war. Gianna war bei ihm, die Tochter des Wirtes.

Carlo begrüßte sie knapp und blickte anschließend fragend zu Leonardo hinüber.

„Ich brauche deine Hilfe, Leonardo“, sagte sie. „Gestern war wieder dieser fremde Reiter in Vinci...“

„Ich habe ihn gesehen“, unterbrach Carlo sie. „Und Leonardo auch.“

„Es war wie beim letzten Mal. Der Fremde wollte zum Portugiesen. Mein Vater wies mich an, ihm Bescheid zu sagen. Die Mahlzeiten habe ich ihm auch schon oft genug hinaufgebracht. Er macht die Tür zu seinem Zimmer stets nur einen kleinen Spalt breit auf, so daß man nicht richtig hineinsehen kann.“

„Aber ein bißchen hast du doch sicherlich trotzdem gesehen“, vermutete Leonardo.

„Ja. Der Portugiese besitzt ganz seltsame, dicke Bücher und große Pergamentrollen mit eigenartigen Zeichen darauf. Er wollte offensichtlich nicht, daß ich oder irgendjemand sonst sie sieht.“

Leonardo schien nicht so ganz bei der Sache zu sein. Er hatte mehrere Krüge auf den Tisch gestellt, der sich in der Mitte des Raumes befand. In jedem dieser Krüge war irgendeine Substanz, von der Leonardo fand, daß man sie aufbewahren sollte. Manchmal auch einzelne Organe von Tieren, die er zerlegt hatte und die er noch für Experimente brauchte.

„Und wobei soll ich dir jetzt helfen?“, fragte Leonardo.

„Ich muß unbedingt herausfinden, was der Portugiese in seinem Zimmer treibt! Es muß irgendetwas sein, was nicht in Ordnung ist, sonst hätte er doch nichts dagegen, daß man es weiß!“

„Vielleicht möchte dieser Gast einfach nur für sich sein“, meinte Leonardo, der wenig Lust zu haben schien, sich um die Sache zu kümmern. Er kannte Gianna zwar von klein auf und früher hatte das Mädchen die beiden Jungen manchmal begleitet, wenn Leonardo sie in die umliegenden Wälder führte, um irgendein großes Geheimnis zu lüften, das dort verborgen war. Aber nachdem alle bei dem Versuch, ein Hornissennest zu erforschen übel gestochen worden waren, hatte sie an diesen Ausflügen nicht mehr teilgenommen.

„Ich fürchte, daß der Portugiese in Wahrheit ein Hexenmeister ist“, brachte Gianna nun heraus. „Aber wenn das zuträfe, dann könnten meine Eltern angeklagt werden, weil sie einem Hexer Unterschlupf gewährt haben. Wahrscheinlich hat man dem Portugiesen sogar anderswo schon den Prozess gemacht und er konnte hierher flüchten.“

„Hast du mal mit deinen Eltern über diesen Verdacht geredet?“, fragte Carlo.

„Natürlich, immer wieder!“, entfuhr es Gianna. „Aber insbesondere mein Vater sieht nur das Geld, das der Fremde ihm regelmäßig zahlt. Daß man ihn vielleicht schon in Kürze abholen wird, um ihn über den Portugiesen zu verhören, will er nicht wahrhaben!“

„Also ehrlich gesagt, würde ich heute gerne die Eidechse sezieren“, sagte Leonardo. „Gestern habe ich nur noch den Vogel geschafft, weil es Carlo zu ekelig war, mir dabei zu helfen. Es ist nämlich gar nicht so einfach, die einzelnen...“

„Äh, das will ich gar nicht hören!“, fuhr Gianna dazwischen. „Behalt das bitte für dich, ich träume schlecht davon!“

Leonardo zuckte mit den Schultern. „Es gibt eben nur eine Möglichkeit, mehr über den Aufbau eines Körpers zu erfahren. Man muß hineinsehen. Leider kann man die Organe ja nicht mehr in Funktion sehen, wenn das Tier schon tot ist!“

„Als ich bin zwar dein Freund, aber ich werde mich auch in Zukunft weigern, so was mitzumachen“, erklärte Carlo mit fast feierlichem Ernst. „Also plane mich in Zukunft bei solchen Sachen besser gar nicht erst ein.“

„Bist du nicht auch neugierig, zu erfahren, wie ein Körper von innen aufgebaut ist?“

„Ja—aber nicht so neugierig, Leonardo.“

Leonardo seufzte. „Freunde! Wenn man sie am meisten braucht, lassen sie einen im Stich!“

„Und was ist mit dir? Ich brauche Hilfe und alles, woran du denkst, sind die Inne-
reien dieser blöden Eidechse!“, fuhr Gianna enttäuscht auf. „Ich dachte, du
könntest mir vielleicht helfen! Was soll denn mit mir und meiner kleinen Schwe-
ster geschehen, wenn meine Eltern verhaftet werden sollten?“

Leonardo stellte eines der Gefäße, in das er gerade sehr interessiert hineingese-
hen hatte und von dem ein ungewöhnlich übler Geruch ausging, wieder weg und
widmete sich nun tatsächlich zum ersten Mal voll und ganz Gianna.

„Also nun mal langsam: Nur weil dieser Portugiese etwas seltsam ist, muß er
doch kein Hexer sein. Wenn doch, so wird wahrscheinlich niemand davon erfah-
ren, weil er doch sehr zurückgezogen lebt.“

„Du weißt genau, wie schnell sich Gerüchte verbreiten. Carlos Vater fährt ein-
mal die Woche nach Florenz und macht unterwegs in jedem kleinen Dorf halt. Je-
der weiß doch wie redselig er ist und ich nehme an, daß sich die Gerüchte um den
Portugiesen auf diese Weise schon in der ganzen Gegend verbreitet haben!“

„Jetzt fehlt es noch, daß du mir die Schuld gibst, wenn deine Eltern festgenom-
men werden, weil ihnen das Geld wichtiger war alles andere und sie bereit waren,
dafür sogar einen Diener Satans zu beherbergen!“, verteidigte sich Carlo empört.

„Es ist halt nicht jeder so wohlhabend wie dein Vater, der sicher nicht auf das
Geld angewiesen wäre!“, versetzte Gianna.

Während zwischen Carlo und Gianna ein kurzer Streit entbrannte, wirkte Leo-
nardo abwesend. Er schien über etwas nachzudenken.

„Ich helfe dir, Gianna“, sagt er schließlich und beendete damit abrupt das Wort-
gefecht der beiden anderen. Gianna sah Leonardo entgeistert an. Hatte sie sich
verhört? Wieso hatte der Junge so schnell und gründlich seine Meinung geändert?

„Du willst doch wissen, ob dieser Portugiese in seinem Zimmer irgendwelche
Hexenrituale durchführt!“

„Genau! Manchmal frage ich mich schon, ob er vielleicht schon meine Eltern
verhext hat, so daß sie überhaupt nicht merken, in welcher Gefahr sie sind.“

„Ich habe gesagt, daß ich dir helfe, Gianna, aber dann mußt du mir auch hel-
fen“, kam Leonardo nun auf den Kern der Sache.

„Und wobei?“, fragte sie. Dabei verzog sie bereits das Gesicht, noch bevor ihr
Leonardo irgendwelche unappetitlichen Einzelheiten genannt hatte. Carlo mußte
ein Schmunzeln unterdrücken.

„Erstens mußt du mir gleich dabei helfen, die Eidechse zu zerlegen. Sie liegt
jetzt schon den zweiten Tag bei mir im Zimmer in der Holzkiste und wer weiß, wie
lange sie schon da draußen im Wald gelegen hat, bevor ich sie gefunden habe!“

Gianna schluckte. „Muß das sein?“

„Hilfe gegen Hilfe, Gianna. Eine Hand wäscht die andere!“

„So doll waschen kann man sich hinterher gar nicht, daß der Gestank vergeht“,
wandte sie ein.

„Ich will das Skelett unbeschädigt haben. Also müssen wir sehr vorsichtig sein.
Und das ist auch noch nicht alles.“

Auf Giannas Stirn erschien eine tiefe Furche. „Noch eine Bedingung?“, stieß sie
hervor.

„Ihr schlachtet doch ab und zu, oder?“

„Das tun fast alle Leute in Vinci!“, erwiderte das Mädchen.

„Wenn ihr das nächste Mal schlachtet, dann besorg mir doch bitte etwas von dem Blut. Einen Krug voll, das wäre schön. Ich brauche das unbedingt. Ob es jetzt Schweine- oder Rinderblut ist, ist nicht so wichtig. Notfalls tut es auch das Blut von Hühnern.“

Gianna atmete tief durch. Die Sache mit dem Besucher mußte sie ziemlich belasten. Anders war es nicht erklärlich, daß sie sich auf Leonardos Bedingungen einließ. „Meinetwegen“, sagte sie also.

„Aber um alles in der Welt: Was willst mit dem Blut anfangen?“

„Ich möchte seine Essenz gewinnen!“, sagte Leonardo. „Die festen Bestandteile des Blutes. Man sagt immer, daß im Blut die Lebenskraft liegt—aber diese Kraft kann nicht der Flüssigkeit sein, denn dabei handelt vermutlich um einfaches Wasser. Sie muß in den Stoffen liegen, die im Blut gelöst sind! Vielleicht kann man daraus ein Heilmittel machen—wer weiß?“ Und dann berichtete Leonardo voller Begeisterung, wie er dabei vorgehen wollte. „Das Blut wird erhitzt. Dabei verdampft das Wasser und es bleiben die festen Bestandteile zurück! Es funktioniert genauso wie beim Brennen von Alkohol, wo man durch das Verdampfen des Wassers einen immer höheren Alkohol-Anteil bekommt. Destillation nennt man das.“

„Warum fragst du wegen des Blutes nicht deinen Großvater?“, fragte Gianna. „Der schlachtet doch genauso häufig wie wir!“

Leonardo druckste etwas herum, dann sagte er schließlich: „Das habe ich schon. Aber nachdem ich damit seine Apparatur zum Schnapsbrennen kaputtgemacht habe, will er mir nicht noch einmal etwas geben!“

Gianna grinste. „Das kannst du aber nun wirklich nicht übel nehmen!“

Leonardo sah sie fragend an. „Was ist, nimmst du die Bedingungen an?“

Sie zögerte und nickte. „Mein Vater hat vor kurzem geschlachtet und ich kann dir das Blut sofort holen, wenn du willst.“

„Da wäre toll!“, rief Leonardo und man konnte ihm ansehen, wie sehr er sich darauf freute, endlich mit seiner Forschungsarbeit beginnen zu können.

„Du bist schon ein seltsamer Kerl“, sagte Gianna. „Seltsam—aber auch sehr klug. Was du alles weißt! Es ist eine Schande, daß du nicht länger auf der Schule geblieben bist.“

Leonardo zuckte mit den Schultern. „Wenn ich etwas zu berechnen habe, kann ich es ja von meinem guten Freund Carlo überprüfen lassen, der alle Rechentricks kennt!“, lachte er.

Kapitel 3

Feuer!

Gianna ging nach Hause und kehrte gut eine Stunde später mit einem Krug voll Blut zurück. Eigentlich wurde Suppe daraus gemacht. Ein ganzer Bottich stand zurzeit in der Vorratskammer und Gianna hatte nur einen günstigen Moment abwarten müssen, um sich etwas zu nehmen.

„Ist die Vorratskammer bei euch nicht abgeschlossen?“, fragte Carlo.

„Doch“, nickte Gianna. „Aber so oft wie meine Mutter mich losschickt, um dort etwas zu holen, weiß ich genau, wo der Schlüssel versteckt ist.“

Leonardo hatte inzwischen von draußen einen flachen Stein herbeigeschafft, den er schon bei anderer Gelegenheit als Feuerstelle benutzt hatte. Auf dem Stein lag eine noch glühende Kohle, die er aus dem Herd in der Küche mit Hilfe der Kaminschippe geholt hatte.

Sein Großvater war nicht im Haus. Man hörte ihn draußen am Hühnerstall herumhämmern, der dringend repariert werden mußte.

Als Gianna mit dem Krug voller Blut auftauchte, war schon alles bereit. Leonardo füllte einen Teil des Blutes in einen Topf um. Von der Decke hing ein Seil herab. Daran befestigte Leonardo den Henkel des Topfes, der nun über den Flammen baumelte.

„Ich weiß nicht, ob das wirklich eine so gute Idee ist, hier im Zimmer Feuer zu machen!“, meinte Gianna.

Carlo ergänzte: „Wir hätten doch den Herd deines Großvaters nehmen können!“

„Als ich das letzte Mal an dem Herd war, hat es einen riesigen Ärger gegeben und den wollte ich vermeiden“, erwiderte Leonardo.

Die Flammen loderten empor. Das Holz, das er verwendete, war durch den Gewitterregen am vorangegangenen Tag etwas feucht geworden. Rauch bildete sich und drang zum Fenster hinaus.

Die Flammen züngelten höher und höher empor und erreichten schließlich das staubtrockene Hanfseil, das gleich Feuer fing.

„Was machen wir jetzt?“, fragte Gianna.

Leonardo wußte offenbar in dem Augenblick ausnahmsweise auch mal auch keinen Rat.

Schritte waren nun zu hören. Jemand kam so schnell die Treppe hoch, daß man eigentlich kaum glauben konnte, daß es sich um Leonardos Großvater handelte.

Doch im nächsten Moment stand er in der Tür. Vermutlich hatte der Rauch, der aus dem Fenster gedrungen war, ihn alarmiert. Kurz entschlossen machte einen Schritt auf Leonardos Bett zu, riß die Decke herunter und erstickte damit die Flammen, bevor sie weiter das Hanfseil empor kriechen konnten. Dann atmete er tief durch.

„Jetzt ist Schluß!“, sagte der Großvater, der eigentlich für seine Ruhe und Geduld bekannt war und den viele für viel zu gutmütig hielten, um mit einem so anstrengenden Kind wie Leonardo fertig zu werden. „Deine alchimistischen Studien oder was immer es auch sein mag, sind fürs Erste beendet!“, erklärte er. „Willst du uns das Haus über dem Kopf anzünden? Was glaubst du, was passiert, wenn das Dachgebälk Feuer fängt!“ Er rang nach Luft und wischte sich kopfschüttelnd über das Gesicht. Dann wandte er sich an Gianna und Carlo. „Es tut mir leid, aber ich denke, es ist besser, ihr beide geht nach Hause. Ich muß mit Leonardo ein paar ernste Worte sprechen.“

Er schnüffelte etwas und verzog das Gesicht. „Das stinkt hier ganz erbärmlich! Ich bin ja nun wirklich kein empfindlicher Stadtbewohner, aber...“ Er machte eine kurze Pause und fuhr dann fort: „Das bekomme ich noch heraus, Leonardo!“

Carlo sah Leonardo erst am nächsten Tag wieder. Er schlenderte die inzwischen wieder einigermaßen trockene Straße entlang, als Carlo gerade vom Unter-richt kam.

Gianna tauchte wenig später hinter den Sträuchern auf, die den Friedhof umgaben.

„Hast du gestern noch großen Ärger bekommen?“, fragte Carlo gerade, als die Wirtstochter sie erreichte.

Leonardo seufzte schwer und nickte. „Mein Großvater hat mir für die nächste Zeit sämtliche Versuche im und um das Haus verboten.“

Gleichgültig, worum es geht, er sagt nein dazu. Außerdem hat er mir meine Sammlung von Präparaten weggenommen, weil er meinte, sie würde zu sehr stinken. Auch die Eidechse, die ich gerade sezieren wollte!“

„Oh, dann kommen wir jetzt fürs erste gar nicht mehr dazu, daß ich den zweiten Teil unserer Vereinbarung erfüllen kann?“, mischte sich Gianna ein. Sie konnte ein breites Grinsen kaum unterdrücken. „Das ist aber schade“, sagte sie.

„Heuchlerin! Das findest du gar nicht schade! Für das Innere eines Tierkörpers interessierst du dich genauso wenig wie für alle anderen wichtigen Fragen. Hauptsache, dieser blöder Portugiese macht nicht ein Hexenkunststück oder ruft laut und deutlich den Satan an, so daß dein Vater deswegen Ärger bekommt oder zumindest auf die sichere Miete dieses seltsamen Kerls verzichten muß!“

Wütend trat er gegen einen Stein. Da er ausnahmsweise Schuhe trug, konnte er das auch gefahrlos tun. Allerdings flog nicht der Stein weg, sondern sein rechter Schuh. Im hohen Bogen segelte er durch die Luft und landete auf der anderen Straßenseite.

„Es war nicht so gemeint“, sagte Gianna beschwichtigend. Aber Leonardo ließ sie stehen, ging über die Straße und holte den Schuh zurück.

Gianna wandte sich unterdessen an Carlo.

„Wie hältst du das bloß mit ihm aus?“, fragte sie.

„Das ist gar nicht so schwer“, antwortete Carlo. „Jedenfalls bin ich gespannt, was er für eine Idee er hat, um das Geheimnis dieses Portugiesen zu lüften.“

Leonardo kehrte inzwischen zurück.

„Ein Gutes hat der Ärger mit deinem Großvater doch“, sagte Gianna an Leonardo gerichtet. „Du kannst dich jetzt ganz darauf konzentrieren, mir zu helfen.“

Leonardo nickte. „Ich habe auch schon darüber nachgedacht...“

„Fein. Und was machen wir?“

„Weiß ich nicht. Ich habe noch keine Idee“, erwiderte er trocken.

„Am besten gehen wir mal zu eurem Gasthaus und sehen uns um.“

Sie gingen also an der Kirche vorbei und näherten sich dem Gasthaus. Es trug keinen Namen. Das wäre angesichts der Tatsache, daß es das einzige Gasthaus in Vinci war, auch überflüssig gewesen. Zu verwechseln war es ohnehin nicht.

„Wenn ich jetzt das Haus betrete, muß ich bestimmt irgendetwas helfen“, meinte Gianna. „Außerdem müßte ich schon eine gute Ausrede finden, um zu erklären, weshalb ihr euch dort umseht.“

Aber Leonardo ließ sich nicht entmutigen.

„In welchem Zimmer wohnt der Portugiese?“, fragte er.

„Das Fenster zeigt zum anderen Giebel“, gab Gianna Auskunft.

„Ich möchte mir das mal ansehen“, verlangte Leonardo. Sie gingen zur anderen Seite des Hauses. Das Fenster, das Gianna meinte, stand offen. Die Fensterläden waren nach außen geklappt. Aber es war vollkommen unmöglich von unten hineinzusehen.

„Und was machen wir jetzt?“, flüsterte Gianna, so als befürchtete sie, daß der Portugiese sie möglicherweise hören könnte.

Leonardo blickte sich um. Carlo beobachtete ihn dabei genau. Er wußte, wenn sein Freund diesen besonderen Blick hatte, dann dachte er gerade intensiv nach. Zumeist hatte er dann wenig später auch irgendeine Idee, die so ungewöhnlich war, daß Carlo sich jedes Mal fragte, woher sein Freund diese Einfälle wohl haben mochte.

Carlo wartete gespannt. Aber der Einfall, den Leonardo diesmal äußerte, war vergleichsweise einfach.

Er streckte den Arm aus und deutete zu einer Gruppe knorriger Bäume. „Vielleicht kann man in das Zimmer hineinsehen, wenn man auf einen der Bäume klettert“, schlug er vor.

Gianna verdrehte die Augen.

„Darauf wäre ich selbst noch gekommen!“, meinte sie, biß sich aber sofort auf die Lippen. Schließlich hatte sie einiges einsetzen müssen, um Leonardo dazu zu bewegen, daß er ihr überhaupt half.

Da wollte sie ihn jetzt nicht gleich verärgern.

Aber Leonardo war mit den Gedanken wohl ohnehin bereits einen Schritt weiter. Er achtete gar nicht weiter auf das, was Gianna gesagt hatte.

Stattdessen ging er geradewegs auf die Baumgruppe zu.

Carlo und Gianna wechselten einen Blick. Schulterzuckend folgten sie Leonardo.

„Ich hoffe nur, daß er wirklich weiß, was er tut“, konnte sich Gianna dann eine Bemerkung doch nicht verkneifen.

„Also wenn jemand herausbekommen kann, was mit dem Portugiesen los ist, dann ist er es!“, verteidigte Carlo seinen Freund.

„Du wirst staunen, was ihm noch alles einfällt!“

„Na ja, ich glaube zumindest seine Idee, in seinem Zimmer Feuer zu machen, war alles andere als gut.“

Wenig später standen sie alle drei bei der Baumgruppe. Insgesamt sieben erwachsene Bäume waren es. Früher waren es mal acht gewesen, aber einer der Stämme war abgestorben und irgendwann umgestürzt. Leonardo hatte tagelang an dem morschen, auseinanderfallenden und von Maden, Käfern und Spechten ausgehöhlten Stamm verbracht, um die Tiere zu untersuchen, die diesen Stamm als ihren Lebensraum benutzten.

Jetzt machte er sich gleich daran, den erstbesten Baum emporzusteigen. Leonardo war ein geschickter Kletterer. Schon wenig später hatte er ein ganzes Stück an Höhe gewonnen. Er blickte zum Gasthof.

„Und?“, fragte Gianna. „Kannst du was erkennen?“

„Ich sehe den Kopf und die Schultern des Portugiesen“, sagte Leonardo. „Meine Güte, dass der unter seinen Bart und den langen Haaren nicht erbärmlich schwitzt!“

„Kannst du sehen, was er tut?“

„Nein. Der Tisch wird verdeckt. Ich muß noch etwas höher hinauf.“

„Aber sei vorsichtig“, meinte Carlo. „Dieser Baum sieht auch schon ziemlich morsch aus. Es würde mich nicht wundern, wenn der als nächster einfach umkippt.“

Aber Leonardo ließ sich davon nicht abschrecken. Er kletterte weiter. Der Ast, der nun sein Gewicht tragen mußte, ächzte bereits.

Leonardo warf einen erneuten Blick in Richtung des Fensters. Seine Augen wurden schmal. „Ich kann nicht sehen, was er mit seinen Händen macht!“, meinte er. „Ich könnte mir denken, daß er schreibt oder malt!“

„Zauberformeln!“, war Gianna überzeugt. „Er bereitet Hexenrituale vor, die den Satan herbeirufen. Und meine Eltern kommen in den Kerker, werden hingerichtet und landen anschließend auch noch in der Hölle!“

„Immer mit der Ruhe!“, erwiderte Carlo.

„Immer mit der Ruhe? Du hast gut reden! Dich wird man ja auch nicht anklagen, weil du einem Hexer Unterschlupf gewährt hast. Gestern Abend war der Pfarrer bei uns und der hat sich so seltsam umgeschaut. Ich glaube, der ahnt bereits was.“

Giannas Redeschwall wurde ein lautes Krachen unterbrochen.

Leonardo hatte sich auf seinem Ast zu weit vorgewagt. Jetzt brach das morsch gewordene Holz. Leonardo schrie.

Im nächsten Moment landete er auf dem Boden.

Die anderen liefen zu ihm hin.

„Ist dir was passiert?“, fragte Carlo.

Gianna räumte das Geäst zur Seite. Leonardo betastete sein Gesicht. Er hatte dort und an den Oberarmen ein paar Striemen durch kleine Äste abbekommen. Außerdem schmerzte ihn die Schulter. Er verzog das Gesicht. „Es geht so“, murmelte er.

Carlo war plötzlich gar nicht mehr bei der Sache.

Er blickte zum Gasthaus und wirkte für einen Moment wie gebannt. „Schaut mal!“, flüsterte er.

Der Portugiese stand jetzt am Fenster und blickte hinaus. Er war offenbar durch den Krach auf die Kinder aufmerksam geworden. Mit einem mißmutig wirkenden Gesicht ließ er den Blick schweifen und musterte die Drei stirnrunzelnd.

Dann drehte er sich um und machte sich wieder an seine Arbeit—worin auch immer sie nun eigentlich bestehen mochte.

„Das ist ja wunderbar unauffällig gewesen“, meinte Gianna, die das Fenster des Portugiesen im Auge behielt und jetzt sehr angespannt wirkte. Sie flüsterte, so als könnte er sie hören.

„Wahrscheinlich hat er längst begriffen, daß wir es auf ihn abgesehen haben!“

„Das glaube ich nicht“, sagte Leonardo.

„Ach, nein? Und woher nimmst du deine Gewißheit?“

Leonardo zuckte mit den Schultern. „Das ist keine Gewissheit. Ich vermute es nur. Leider konnte ich nicht sehen, was er gemacht hat—aber daß er sehr konzentriert an etwas arbeitet, steht für mich fest. Und wenn das bei mir so ist, dann merke ich gar nicht mehr, was so um mich herum geschieht...“

Leonardo blickte auf den Boden zu den abgebrochenen Ästen. Einen davon, der die Form eines Bogens hatte, nahm er vom Boden auf.

„Was willst du damit?“, fragte Carlo. Aber Leonardo beachtete ihn gar nicht. Er wandte sich an Gianna.

„Was ist im Zimmer neben dem des Portugiesen?“, fragte er.

Dabei erwiderte er ihr Lächeln nicht, sondern blieb einfach nur kühl.

„Das Zimmer daneben ist frei“, erklärte Gianna. „Übrigens gehörte das zu den Bedingungen, unter denen sich der Portugiese bei uns einquartierte.“

Carlo mischte sich stirnrunzelnd ein. „Er wollte nicht, daß das Zimmer neben ihm belegt wird? Aber wieso?“

„Weil er offenbar seine Ruhe braucht“, erwiderte Gianna gereizt. „Er zahlt meinem Vater die doppelte Miete, damit das Zimmer frei bleibt.“

„Das ist doch wunderbar!“, meinte Leonardo.

„Wieso wunderbar?“

„Weil von dort aus herauszufinden wäre, was der Kerl in seinem Zimmer tut!“

„Und wie bitte schön?“

Leonardo hob den Ast. „Hiermit. Ich erkläre euch das später. Oder noch besser. Ihr seht euch an, was ich damit vorhabe, wenn alles soweit ist. Und das kann ein oder zwei Tage dauern.“

Gianna stemmte die Arme in die Hüften. „Und bis dahin tun wir nichts und lassen diesen Satansdiener weiter seine finsternen Machenschaften betreiben?“

„Vorsicht!“, gab Carlo zu bedenken. „Wir wissen nicht sicher, daß er wirklich ein Hexer ist und Schwarze Magie betreibt. Wir vermuten es nur.“

„Ehrlich gesagt, glaube ich nicht, daß er die Magie beherrscht“, gestand Leonardo. „Wenn es so wäre, dann hätte er uns längst erkannt. Außerdem erscheint einem immer nur das als Magie, was man nicht versteht und wofür man keine Erklärung besitzt—aber was diesen seltsame Kauz oben im Gasthaus angeht, werden wir das schon hinkriegen.“

Sie verließen die Baumgruppe, als plötzlich der Portugiese ein zweites Mal am Fenster erschien und die Kinder voller Mißtrauen beobachtete.

Leonardo hatte die Kleinzweige an dem Ast, den er sich genommen hatte, etwas entfernt und das gute Stück über den Rücken gelegt. Carlo blickte noch einmal zurück. Er fragte sich ängstlich, wie viel der Portugiese vielleicht doch von der Unterhaltung zwischen den Kindern mitbekommen hatte.

„Wir müssen uns eine Strategie überlegen“, verkündete Leonardo schließlich. „Das Wichtigste ist dabei, da wir den Mann unter Beobachtung stellen. Und zwar rund um die Uhr. Falls er sich davonmacht, sollten wir darüber Bescheid wissen.“ Leonardo wandte sich an Gianna. „Er trifft sich also regelmäßig mit diesem geheimnisvollen Reiter, den auch Carlo und ich gesehen haben“, murmelte er vor sich hin.

„Da ist noch ein zweiter Reiter, der ihn besucht!“, stellte Gianna fest. „Allerdings ausschließlich mitten in der Nacht. Ich habe ihn einmal gesehen und ein anderes Mal nur die Unruhe bemerkt, die sein Besuch immer so mit sich bringt.“

Leonardo runzelte die Stirn. Ein zweiter Reiter? Bisher war er davon ausgegangen, daß der Portugiese nur von einer Person Besuch bekam. „Was weißt du über den zweiten Mann?“

„Zumindest eben das“, sagte Gianna. „Daß er ein Mann ist. Ich habe nur einmal nachts mitbekommen, wie er an die Tür klopfte.“

„Was wollte er?“, hakte Leonardo sofort nach.

„Ich bin aufgestanden und habe durch einen Türspalt gesehen, wie der Portugiese in den Schankraum trat. Der Fremde gab ihm etwas. Aber ich konnte nicht sehen, was es war. Der Rücken des Portugiesen hat es verdeckt.“

„Hast du gesehen, wohin er geritten ist?“

„Nein. Aber ich weiß, woher er kam, weil ich ihn durch das Fenster gesehen habe. Es war Vollmond und ich konnte schlecht schlafen... Er kam aus Richtung Florenz.“

Leonardo kratzte sich nachdenklich am Kinn. „Eigenartig“, sagte er. „Jemand bringt etwas aus Florenz zum Portugiesen und später holt ein anderer Reiter etwas von ihm ab und bringt es...“

„...nach Pisa!“, unterbrach ihn Carlo und zuckte mit den Schultern. „Ich meine, jeder der die Straße nach Westen nimmt, will doch zum Hafen nach Pisa, wo die Schiffe in die ganze Welt gehen.“

„Sehr merkwürdig das Ganze“, murmelte Leonardo. „Auf jeden Fall werden wir den Portugiesen beobachten müssen. Ich weiß, daß das vielleicht langweilig ist, aber wenn wir ihn nicht mehr oder weniger rund um die Uhr im Auge behalten, bekommen wir nie mit, wann eine Übergabe stattfindet.“

Carlo runzelte die Stirn. „Übergabe?“, fragte er nach.

„Ja! Irgendetwas wechselt da doch den Besitz und der Portugiese ist so eine Art Zwischenhändler oder so. Um das genau sagen zu können, wissen wir noch nicht genug. Vielleicht wird etwas aus Florenz fortgeschmuggelt, womit der Handel strengstens verboten ist. Geheime Dokumente, gefälschte Reliquien...“

Reliquien waren Hinterlassenschaften von Jesus, Maria, den Jüngern oder eines Heiligen. Es konnte sich um Knochen, Haare, ein Kleidungsstück oder irgendwelche anderen Gegenstände handeln, mit denen die Verehrten in Berührung gewesen waren. Sie sollten Glück und Gottes Segen bringen. Da diese Reliquien ungeheuer wertvoll waren, gab es natürlich viele Betrüger, die versuchten, Fälschungen zu verkaufen.

„Mein Vater hat mir erzählt, daß in Florenz erst kürzlich einer Bande der Prozeß gemacht wurde, die getrocknetes Schweineblut in kleine Gefäße abgefüllt und als Blut von Johannes dem Täufer verkauft hat“, berichtete Carlo.

Aber Leonardo schüttelte den Kopf. „Nein, ich glaube nicht, daß es damit zu tun hat. Es muß etwas anders sein, was da transportiert wird!“

„Die Frage ist doch: Wieso reitet der Kerl, der von Florenz aus den Portugiesen besucht, nicht einfach selbst Richtung Pisa weiter!“, meinte Carlo.

„Die Erklärung ist doch einfach“, mischte sich Gianna ein. „Der Portugiese ist ein Diener des Teufels und hat beide Männer verhext. Jetzt müssen Sie in verschiedene Richtungen reiten und ihm als Boten des Bösen dienen...“

Kapitel 4

Spieglein, Spieglein...

An den nächsten Tagen hatte Leonardo alle Hände voll zu tun.

Zunächst einmal mußte er das Wohlwollen seines Großvaters wiedergewinnen. Der war nämlich noch immer ziemlich ungehalten über das Feuer, das Leonardo gelegt hatte.

„Das ganze Haus hätte abbrennen können, mein Junge“, sagte er, während sie beide an dem Holztisch im Untergeschoß saßen. „Und wo hättest du dann schlafen sollen? Von mir mal abgesehen!“

„Es war nicht meine Absicht“, erwiderte Leonardo kleinlaut. „Daß das Seil gleich Feuer fängt...“

„...hättest du dir denken können. Du bist dich kein Kleinkind mehr. Außerdem weißt du genug darüber, wie man Feuer macht, wie es sich verbreitet und was man alles auf keinen Fall damit tun sollte. Stell dir vor, mein Haus hätte lichterloh in Flammen gestanden, dann hätte nur der Wind ungünstig stehen müssen und auch das Nachbarhaus hätte Feuer gefangen!“

„Unser Haus ist aus Stein“, erinnerte Leonardo seinen Großvater und bereute es schon im nächsten Moment, den alten Mann gerade jetzt verbessert zu haben.

Großvaters Gesicht wurde dunkelrot. „Stein!“, stieß er hervor.

„Genau das wäre auch gewesen, was übrig geblieben wäre! Ein paar Steinwände, von Ruß geschwärzt das Dach wäre über dir zusammengebrochen und dich hätten brennende Teile erschlagen. Aber das hättest du vielleicht schon gar mehr gemerkt, weil der Rauch einen schnell ohnmächtig macht und dann hätte dich niemand mehr retten können. Und deine Freunde auch nicht.“ Er schüttelte den Kopf. „In jeder Situation hast du noch ein paar besonders schlaue Worte zum Besten zu geben—anstatt, daß du einfach mal darauf achtest, was du tust!“

„Das tue ich in Zukunft“, versprach Leonardo hoch und heilig.

Aber es war nicht das erste Versprechen dieser Art.

„Ich habe gestern Abend mit deinem Vater gesprochen. Es ist nicht möglich, daß er dich im Moment aufnimmt. Er hat viel zu tun und ist geschäftlich viel in Florenz. Aber ich habe ihm gesagt, daß ich das nicht mehr mitmache, wenn es mit dir so weitergeht! Ich habe keine Lust, mir das Dach über dem Kopf anzünden zu lassen!“

„Ja, Großvater“, murmelte Leonardo jetzt ziemlich kleinlaut.

Ihm war durchaus bewußt, daß er derzeit weder zu seinem Vater noch zu seiner Mutter ziehen konnte. Seine Mutter hatte mit ihrem Mann, einem Bauern aus der Umgebung, auch einige Kinder und es war für die Familie schon so schwierig genug, durchzukommen.

Einmal hatte Carlo ihn gefragt, welchen Familiennamen denn er nun eigentlich führe. Inzwischen war es auch auf dem Land immer mehr üblich geworden, nicht nur einen Vornamen, sondern auch einen Familiennamen zu tragen. Leonardo hatte darüber nachgedacht.

Seine Eltern waren nie verheiratet gewesen, deswegen hieß er auch nicht D'Antonio mit Nachnamen wie sein Vater. Und seine Mutter?

Sie hatte den Namen des Bauern angenommen, den sie geheiratet hatte. Warum sollte Leonardo also den Namen seiner Mutter tragen, wenn sie selbst ihn abgelegt hatte? „Man soll mich einfach Leonardo aus Vinci nennen“, hatte er Carlo geantwortet. „Leonardo da Vinci, das klingt gut—und wird diesen Ort berühmt machen!“

Carlo hatte ihn verwundert angesehen: „Dieser Ort ist nicht groß, aber wenn man von Pisa nach Florenz reist, muß man hier her und deshalb kennen ihn mehr Leute als dich! Also wer macht hier wen berühmt—wenn das überhaupt der richtige Ausdruck dafür ist!“

Leonardo hatte gelächelt. „Wenn ich die Maschinen, die ich mir ausgedacht habe, später mal einem großen Fürsten zeige und der dann anordnet, daß sie auch gebaut werden, dann werde ich berühmt sein. Und von Vinci wird man sagen: Das ist die Stadt, aus der dieser Mann namens Leonardo kommt!“

Während sich Leonardo an diese Unterhaltung mit Carlo erinnerte, hörte er seinen Großvater sagen: „Willst du etwa berühmt dafür werden, der größte Brandstifter aus Vinci zu sein? Vielleicht sogar derjenige, der diesen Ort auslöschte?“

„Nein, natürlich nicht“, sagte Leonardo.

„Und was dieses Zerlegen von Tieren betrifft. Weißt du, das einige Leute schon komisch über dich reden?“

Leonardo hob den Kopf und sah seinem Großvater in die Augen.

Diese Augen hatten Lachfalten an den Seiten. Ein Zeichen dafür, dass er eigentlich ein sehr freundlicher Mann war, der viel lachte und nur selten schimpfte—so wie jetzt. Leonardo dachte, daß es bestimmt irgendwann vorbei ging. Man mußte nur abwarten. Wie bei einem Gewitter. Er kannte seinen Großvater schließlich besser als sonst irgendeinen Menschen—seine Eltern eingeschlossen. Meistens war es so, daß man ihn am besten einfach reden ließ, dann beruhigte er sich nach und nach von selbst.

Allerdings hatte Leonardo schon festgestellt, daß es nach dem letzten Vorfall besonders lange dauerte und er sich immer wieder von Neuem über die Vorkommnisse aufregen konnte.

Also war es vielleicht besser, das Thema zu wechseln und über die zerlegten Tiere zu reden als über den Brand.

„Es interessiert mich einfach, wie die Tiere von innen aussehen“, sagte Leonardo. „Sie sind so verschieden, aber gewisse Dinge sind fast immer gleich. Zum Beispiel das Rückgrat...“

„Es ist eine Sauerei, was du da veranstaltest hast. Und davon abgesehen, können von toten Tieren Krankheiten ausgehen. Aber der Grund, weshalb du vorsichtig sein solltest ist ein anderer. Wie ich schon sagte, die Leute fangen seltsam an zu reden...“

„Hast du mir nicht gesagt, es sei gleichgültig, was andere sagen und das man immer das tun sollte, was man für richtig hält?“

„Ja, aber man sollte auch zusehen, daß man nicht unangenehm auffällt. Und das tust du. Ich möchte nicht, daß es am Ende heißt, du wärst vom Teufel besessen und würdest diese Tiere für irgendeinen Hexenzauber benutzen!“

Leonardo blickte auf. Daß man so etwas über ihn denken konnte—nur, weil er sich dafür interessierte, wie ein Tierkörper funktionierte—erschreckte ihn.

Er schluckte. „Meinst du wirklich, das könnte passieren, Großvater?“

„Die Menschen fürchten sich vor der Macht des Bösen. Das ist nun einmal so. Und wenn jemand etwas tut, was den anderen seltsam erscheint oder sie nicht verstehen, halten sie ihn leicht für einen Diener des Teufels. Davor will ich dich warnen.“

Leonardo schwieg eine Weile. Vielleicht hatte Großvater Recht und er mußte zumindest dafür sorgen, daß nicht jeder mitbekam, was alles so an Experimenten anstellte.

„Großvater, kennst du den Portugiesen, der seit einiger Zeit im Gasthof wohnt?“, fragte Leonardo dann plötzlich.

Großvater schüttelte energisch den Kopf. „Nein, aber ich habe von ihm gehört.“

„Gianna befürchtet, daß er ein Diener des Teufels sein könnte...“

„Glaubst du das denn?“, stellte Großvater eine Gegenfrage.

Leonardo zuckte mit den Schultern. „Irgendetwas stimmt mit ihm nicht, aber ich weiß nicht was.“

Großvaters Augen wurden schmal, als er Leonardo ansah. „So? Was soll das denn sein? Nur, weil er nicht gerne an die frische Luft geht, muß das nichts heißen.“

„Aber daß er des Nachts Besuch von seltsamen Reitern bekommt—das vielleicht schon!“

„Dafür wird es eine ganz harmlose Erklärung geben“, glaubte Großvater. „Darf ich dich auch mal was fragen? Was hast du mit dem Ast vor, der in deinem Zimmer liegt?“

„Das ist ein Geheimnis.“

„Und ich hoffe sehr, daß dieses Geheimnis nichts mit Feuer zu tun hat, denn sonst bekommst einen Ärger, wie du ihn dir wahrscheinlich bislang nicht einmal vorzustellen vermagst. Haben wir uns verstanden?“

„Nein, es hat nichts mit Feuer zu tun“, versicherte der Junge. „Ehrenwort.“

„Gut“, nickte der Großvater, der daraufhin erleichtert aufatmete.

Leonardo ging wenig später in sein Zimmer. Er holte einen Kasten hervor, in dem er die Reste eines zerbrochenen Spiegels aufbewahrte. Der Spiegel war seinem Besitzer—einem der wenigen reicheren Bürger von Vinci—von der Wand gefallen, weil der Haken, der ihn hätte halten sollen, nicht richtig verankert gewesen war.

Leonardo hatte die Bruchstücke beim Abfall entdeckt und an sich genommen. Das war schon fast ein Jahr her und er hatte damals noch nicht gewußt, wofür er sie verwenden sollte. Aber jetzt war der Zeitpunkt gekommen, daß er sie einsetzen konnte!

Mit Hilfe dieser Spiegelbruchstücke wollte er eine Apparatur konstruieren, mit der man vom Nachbarzimmer des Portugiesen aus über das zumeist offen stehende Fenster in dessen Kammer blicken konnte.

Der Einfall war ihm gekommen, als die Bogenform des Astes gesehen hatte, mit dem er zu Boden gestürzt war. In einer anderen Kiste bewahrte Leonardo verschiedene Werkzeuge auf, die er im Laufe der Jahre gesammelt hatte. Ein Hammer war ebenso darunter wie ein Holzmeißel. Leonardo hatte eine Zeitlang damit versucht, aus Holzblöcken Gesichter herauszuhauen, bis er das Interesse daran verlor. Vornehmlich deswegen, weil die Gesichter nicht so gut geworden waren, wie er sie sich vorgestellt hatte. Jetzt benutzte er die Werkzeuge dazu, um den gebogenen Ast an zwei Stellen zu spalten. In die Löcher steckte er jeweils ein Bruchstück des Spiegels.

Damit sie besser hielten, klebte er sie mit Harz fest, den er in einem Tongefäß gesammelt hatte. Sorgfältig verschmierte er die klebrige Masse, als Carlo ihn besuchen kam.

„Fertig!“, stieß Leonardo hervor und ihm war der Stolz auf sein Werk deutlich anzusehen.

Carlo runzelte die Stirn.

„Was soll das sein?“, fragte er. „Sieht lustig aus—zwei Spiegel auf einem gebogenen Ast. Aber wozu das gut sein soll, weiß ich nicht!“

„Ganz einfach!“ Leonardo deutete auf einen Spiegel. „Was dieser Spiegel erfasst, wird in den zweiten Spiegel geworfen, so daß man es auch dort sehen kann. Wenn ich jetzt vom Nachbarfenster des Portugiesen aus mit diesem Gerät vorsichtig so weit vor das geöffnete Fenster dieses Mannes gehe, daß das Innere im Spiegel zu sehen ist, kann man es auf dem zweiten Spiegel auch im Nebenzimmer sehen.“

Carlo runzelte die Stirn. Er setzte sich neben Leonardo auf den Boden, beugte sich ganz tief und überprüfte, ob die beide Spiegel tatsächlich so ausgerichtet waren, daß das Bild weitergegeben wurde.

„Und du meinst, das funktioniert?“, fragte er skeptisch.

„Ich probiere das gleich bei einem unserer Fenster mal aus“, erklärte Leonardo.

Leonardo wies Carlo an, ins Nachbarzimmer zu gehen. Dies diente derzeit als Abstellkammer. Seit Großmutter's Tod war sie nicht mehr aufgeräumt worden. Mit einiger Mühe öffnete Leonardo zunächst die Fensterläden.

Das Fenster war zur selben Hausseite ausgerichtet wie das Fenster seines eigenen Zimmers.

„Ich werde *jetzt* zu dir hinüberryufen, wenn es soweit ist!“, kündigte Leonardo an.

„Wenn was soweit ist?“, hakte Carlo verständnislos nach. Es kam öfter vor, daß Leonardo in Gedanken schon einen Schritt weiter war als er und für Carlo waren Leonardos Absichten dann manchmal einfach nur ein unlösbares Rätsel.

„Wenn du irgendwas machen sollst. Schneide eine Grimasse, bohr dir in der Nase oder kratz dich am Po. Ist mir ganz egal—Hauptsache, du tust etwas, was ich nicht sehen oder erahnen kann—aber ich werde es dir sagen können, weil ich dich durch das Fenster mit meinem Spiegelbogen zu sehen vermag!“

„In Ordnung“, nickte Carlo.

Während Leonardo von seinem Fenster aus den Spiegelbogen, wie er dieses Gerät nun genannt hatte, zum Einsatz brachte, blieb Carlo in der Abstellkammer.

Leonardo gab das verabredete Zeichen.

Er konnte Carlo sehr gut im zweiten Spiegel erkennen. Er rieb sich die Nase.

„Was mache ich?“, rief er laut.

„Du reibst dir die Nase!“, stelle Leonardo triumphierend fest.

„Und jetzt?“

„Du hast dir einen deiner wahrscheinlich schrecklich unbequemen Schuhe ausgezogen, die für den Sommer sowieso viel zu warm sind, wenn du mich fragst!“

„Du hast nur die Geräusche gehört!“, zweifelte Carlo die Fairness bei diesem Test an.

„Nein, ich sehe es hier tatsächlich“, verteidigte sich Leonardo. „Und zwar ganz deutlich. Wenn du das bezweifelst, dann tu etwas, das keinen Krach macht.“

Carlo faltete die Hände wie beim Gebet.

„Du betest“, stellte Leonardo sofort fest und Carlo erschrak darüber, wie gut diese Erfindung seines Freundes funktionierte.

Sie probierten noch ein paar weitere Dinge aus. Carlo stand auf einem Bein oder er verdeckte sein Gesicht mit dem Halstuch, das er trug. Zuletzt krepelte er die Ärmel hoch.

„Das funktioniert“, stellte Leonardo fest. Er zog den Spiegelbogen wieder ein und legte ihn auf den Tisch.

Als Carlo aus dem Nebenraum zurückkehrte, sah er wie Leonardo sich die Arme rieb.

„Auf die Dauer ist das ganz schön anstrengend den Ast so weit hinauszuhalten, obwohl er doch eigentlich gar nicht so schwer ist!“

Leonardo spannte die Muskeln seiner Oberarme an und entspannte sie wieder. Er runzelte die Stirn. „Wie kommt das nur? Wenn ich den Ast einfach so nehme, ist er ganz leicht und ich könnte ihn stundenlang mit mir herumtragen, aber wenn ich den Arm ausstrecke, dann halte ich das nur für kurze Zeit durch?“

„Ich glaube, wir sollten erstmal herausfinden, ob der Portugiese nun ein Hexenmeister ist oder nicht, anstatt uns jetzt mit deinen Armen zu beschäftigen“, meinte Carlo.

„Probier du das doch auch mal aus! Vielleicht ist das ja nur bei mir so und mein Großvater hat recht, ich sollte mehr an die frische Luft gehen, draußen spielen und mich bewegen...“

„Leonardo!“, schimpfte Carlo. Es mißfiel ihm, daß Leonardo so tat, als wäre jetzt alles geklärt und man müßte nur noch Gianna fragen, daß sie es irgendwie hinbekommen konnte, daß Leonardo mit seiner Apparatur ins Nachbarzimmer des Portugiesen gelangte und schon konnte man im Handumdrehen herausfinden, was der Kerl tatsächlich den Tag—und oft genug auch die ganze Nacht!—so trieb.

Aber für Carlo war das alles noch gar nicht so klar.

Da gab es noch ein paar Fragen, die seiner Meinung nach erst geklärt werden mußten und auf die es bisher noch keine befriedigende Antwort gab.

Leonardo hingegen verstand überhaupt nicht, weshalb Carlo so gereizt war. „Ich weiß gar nicht, was du hast!“, meinte er. „Das Rätsel, das uns Gianna aufgegeben hat, ist so gut wie gelöst!“

Carlo brachte nun seine Einwände vor. „Punkt eins, mein lieber Leonardo: Wie kommst du in den Gasthof? Wie gelangst du in das Zimmer neben der Kammer des Portugiesen? Glaubst du, Giannas Eltern lassen dich einfach mit dieser komischen Apparatur in der Hand durch den Schankraum spazieren, du sagst mal kurz hallo und kannst dich dort dann frei bewegen und einen Gast ausspionieren?“

„Darüber spreche ich mit Gianna. Ich bin sicher, da finden wir eine Möglichkeit“, war Leonardo zuversichtlich. „Zum Beispiel könnte sie mir in der Nacht die Tür offenlassen. Der Kerl ist doch bis spät in die Nacht aktiv. Die Hitze im Obergeschoß dürfte kaum erträglich sein, wenn man nicht das Fenster offen stehen hat!“

„Gut, mal angenommen, du bist in dem Zimmer und langst mit deinem Spiegelbogen zum Nachbarfenster. Wie kannst du sicher sein, daß er dich nicht sieht? Er braucht doch nur zum Fenster hinauszusehen und wird sich gleich fragen, was der Spiegel dort wohl soll?“

Aber Leonardo schüttelte den Kopf. „Ich habe diesen Mann bei der Arbeit gesehen. Der ist so darin vertieft, daß er nichts sonst sieht und hört. Gut, ein gewisses Risiko besteht natürlich, daß er sich ausgerechnet zum Fenster wendet, wenn dort der Spiegel erscheint. Aber vielleicht übersieht er ihn sogar dann, wenn ich nicht wild damit herumfuchtele! Schließlich ist er recht klein und sollte es draußen schon dunkel sein, fällt er vielleicht gar nicht auf.“

Carlo atmete tief durch. „Da gibt einen Riesenärger, wenn es doch passieren sollte!“

„Aber wer nicht wagt, der nicht gewinnt!“, meinte Leonardo.

„Gianna hat so lange auf mich eingeredet, daß ich inzwischen auch unbedingt wissen will, was dieser Kerl da eigentlich den ganzen Tag über in seiner Kammer macht. Es könnte sich ja auch als ganz harmlos herausstellen. Vielleicht ist er beispielsweise ein weit herumgereister Abenteurer, der nun endlich dazu kommt, seine Erlebnisse aufzuschreiben... Wir werden sehen.“

„Weißt du zufällig etwa darüber, ob es dieses Land, aus dem der Kerl kommt, überhaupt gibt?“

„Portugal?“ Leonardo schüttelte den Kopf. „Aber das bekomme ich heraus.“

„Kommt Gianna eigentlich heute noch?“

„Hat sie gesagt.“

In diesem Moment drangen Geräusche von draußen herein. Hufschlag mischte sich mit einer Unzahl von Stimmen.

Leonardo ging zum Fenster. Carlo folgte ihm. Sie blickten hinaus und sahen einen langen Zug von mindestens zwölf Pferdegespannen auf den Dorfplatz zufahren. „Das sind Händler!“, meinte Carlo.

„Aber ich verstehe nicht, weshalb sie diesen Weg nehmen. Die südliche Straße ist viel breiter und teilweise befestigt, sagt mein Vater.“

„Vielleicht kennen sich diese Leute hier nicht so aus—oder sie wollen den Räuberbanden aus dem Weg gehen, von denen man überall hört!“

Einer der Reiter wandte sich an Schreiner Giuseppe, der vor seiner Werkstatt stand und sich dieses Schauspiel ansah. Schwere Gespanne kamen normalerweise selten durch Vinci—und genau das war die Lebensgrundlage für das Geschäft von Carlos Vater, der mit seinem leichten Pferdewagen die Orte in der Umgebung versorgen konnte.

Der Weg von Pisa nach Florenz über Vinci war zwar etwas kürzer, als über die Südstrecke, aber dafür unwegsamer und wenn man von einem Regenguß überrascht wurde, saß jeder Wagen erst einmal fest—gleichgültig, welche Größe er hatte.

Der Reiter unterhielt sich einige Augenblicke lang mit dem Schreiner Giuseppe. Offenbar erkundigte er sich nach dem Weg.

Giuseppe fuchtelte den Armen in der Luft herum, und deutete einmal in Richtung Florenz, dann zur Kirche hinüber und schließlich in die entgegengesetzte Richtung.

Der Wagenzug setzte sich nun endlich wieder in Bewegung.

Anstatt weiter Richtung Florenz zu fahren, bog man rechts ab.

Die Wagen quälten sich über den von Unebenheiten durchzogenen Weg, an dem das Gasthaus von Giannas Eltern lag.

„Aha, die wollen also wohl mal Rast machen“, meinte Carlo. „Ich kann übrigens heute nicht so lange bleiben.“

„Warum nicht?“

„Weil ich für meinen Vater noch einiges zusammenrechnen muß.“

„Schade.“

„Glaubst du, diese Wagenkolonne hat irgendetwas mit dem Portugiesen zu tun?“

Leonardo zuckte mit den Schultern. „Wir wissen einfach noch zu wenig, aber ich glaube eigentlich eher nicht. Aber vielleicht sollte ich mich da später mal umsehen.“

Kapitel 5

Gerüchte und Neuigkeiten.

Etwas später, als Carlo schon gegangen war, ging Leonardo zum Gasthaus, um Gianna zu besuchen.

Das Gasthaus war voll. Die Gruppe von Kaufleuten, die er aus dem Fenster seines Zimmers über den Dorfplatz hatte fahren sehen, machte hier Rast. Sie kamen offenbar aus Pisa und fuhren mit Waren aller Art beladen weiter nach Florenz, wo die Sachen auf den Markt gebracht werden sollten.

Kurz nachdem Leonardo das Gasthaus betreten hatte, sprach Leonardos Mutter ihn an. Sie hatte einen Weinkrug in den Händen und konnte gar nicht so schnell nachfüllen, wie es die Gäste verlangten.

„Leonardo! Was machst du denn hier?“, fragte sie stirnrunzelnd.

„Wo ist Gianna?“

„Sie passt auf die Kleine auf und hat heute keine Zeit für dich!“, erklärte sie ziemlich abwehrend. Sie hatte wohl noch die Zeiten in unangenehmer Erinnerung, da Gianna öfter mit Leonardo losgezogen war und meistens vollkommen verdreht oder mit irgendwelchen kleineren Verletzungen zurückkehrte, was ihre Mutter einzig und allein auf Leonardos Vorschläge und Ideen schob.

Daß dieser nun den Kontakt wieder aufnahm, löste bei ihr daher alles andere als Begeisterung aus.

„Du findest sicher etwas, womit du dich sonst noch beschäftigen kannst“, sagte sie.

Leonardo verstand sehr gut, was das bedeutete. ‚Geh und verschwinde!‘, meinte sie wohl eigentlich. Den Grund dafür, konnte sich Leonardo schon denken. Sein Vater war schließlich der einzige Notar in der Gegend. Zu ihm gingen die Menschen aus der ganzen Gegend, wenn sie ein Schriftstück aufsetzen, einen Vertrag abschließen, die Echtheit einer Urkunde bestätigen oder einen Antrag an die Stadtregierung von Florenz richten wollten. Die meisten Leute konnten nämlich schlicht und ergreifend nicht gut genug schreiben, um das selbst tun zu können. Ein vermöglicher Mann war Ser Piero dadurch allerdings nicht geworden, denn die meisten seiner Kunden waren selbst arm und konnten nicht viel seiner Dienste bezahlen.

Daher hoffte er langfristig, für eine der bedeutenden Händlerfamilien arbeiten zu können, die Florenz beherrschten.

Und wenn Leonardo auch nicht bei ihm lebte, so war es für einen Gastwirt sicher nicht klug, sich mit einem Mann wie Ser Piero zu verfeinden. Schließlich kamen seinetwegen Menschen aus einem

Umkreis von mehr als einem Tagesritt zu ihm, um seine Dienste in Anspruch zu nehmen—und viele von ihnen kehrten dann im örtlichen Gasthaus von Vinci ein. Aber wenn Ser Piero diesen Fremden über das Gasthaus eine schlechte Empfehlung gab, blieben viele dieser Gäste vielleicht weg. Und zum anderen aß Ser Piero selbst regelmäßig dort zu Abend, seit seine Frau bei einer Fehlgeburt gestorben war und er niemanden mehr hatte, der für ihn kochte.

„Dann warte ich hier, bis mein Vater kommt“, meinte Leonardo.

„Das ist heute sinnlos, Leonardo“, wandte die Wirtin ein. „Dein Vater isst heute nicht hier. Er ist nach Empoli geritten und kommt erst sehr spät zurück. Vielleicht sogar erst morgen.“

„Schade“, meinte Leonardo.

Die letzte Ausrede, um hier zu bleiben, war damit ausgespielt.

Also verließ er wieder das Gasthaus.

Eine Weile hörte er noch dem Gerede der Fuhrleute zu, von denen einige draußen unter freiem Himmel sitzen mußten, weil innen kein Platz mehr war. In einem Dorf wie Vinci war da Gerede von Fuhrleuten eine gute Möglichkeit, um Neuigkeiten zu erfahren.

Einer von ihnen meinte, daß man nur hoffen könnte, daß das Wetter trocken bleibe. „Sonst sitzen wir hier garantiert im Morast fest.“

Immerhin erfuhr, daß sowohl Händler als auch die Fuhrleute, die zu diesem Wagenzug gehörten, nicht aus Pisa oder irgendeiner anderen Stadt gehörte, die auf dem von Florenz beherrschten Gebiet lag. Sie kamen aus dem Norden.

„Was meint ihr, ob es wohl Krieg gibt?“, fragte einer von ihnen.

„Florenz ist die derzeit reichste Stadt der Welt“, meinte ein anderer Mann in schwarzer Lederweste und weißem Hemd, dessen Ärmel bis zum Ellbogen aufgekrempelt waren. „Wer wollte sie daher nicht gerne plündern?“

Die anderen lachten.

„Fragt sich doch nur noch, wer als nächstes mit seinen Soldaten durch Italien ziehen wird—der deutsche König oder der Französische!“

„Für den Handel ist der Krieg das reinste Gift!“, äußerte sich noch einmal der Mann mit der schwarzen Weste. „Aber unsereins kann ja dann bei den fremden Truppen anheuern. Die haben doch immer einen großen Bedarf an Fuhrleuten, zumal wenn sie Geschütze mit sich führen!“

Ein heraufziehender Krieg? Das ließ Leonardo hellhörig werden.

Bei nächster Gelegenheit würde er seinen Vater danach fragen, der schließlich auf Grund seines Berufes relativ weit herumkam.

Zumindest innerhalb des Gebietes, das zur Republik Florenz gehörte. Vielleicht hatte er ja auch etwas gehört. Großvater hatte ihm mal erzählt, daß in seiner Jugendzeit die gesamte Einwohnerschaft des Dorfes Vinci vor einem heranrückenden feindlichen Heer in die Berge geflüchtet war.

Leonardo hoffte, daß sich so etwas nicht wiederholte.

Als das Gespräch der Männer verebbte, wurden sie auf ihn aufmerksam.

„Was glotzt du uns so an?“, fragte der Mann in der schwarzen Weste. „Jetzt ist für uns im Schankraum schon kein Platz mehr, und dann müssen wir uns auch noch begaffen lassen wie Zirkusvolk!“

„Ich habe mich gefragt, ob so weit gereiste Leute wie ihr mir wohl einer Frage beantworten könnt, die ich mir schon seit geraumer Zeit stelle.“

Die Männer wechselten erstaunte Blicke.

„Sieh an, einen kleinen Schlaumeier haben wir da! Er scheint nach dem Motto zu gehen: Lieber eine Gegenfrage stellen, als eine Frage zu beantworten!“ Die anderen lachten.

Der Mann mit der schwarzen Lederweste fuhr fort. „Sollen wir so viel Frechheit auch noch belohnen?“

„Gib's doch zu, du hast doch nur Angst, die Frage nicht beantworten zu können, die dir der Knirps stellen will!“, mischte sich einer der anderen Männer ein. Er war groß und kräftig, hatte kaum noch Haare auf dem Kopf und dafür einen dunklen Bart. Es war das erste Mal, daß er sich zu Wort meldete. Bisher hatte er nur schweigend den anderen zugehört.

Alle Augen waren jetzt jedoch auf den Mann mit der schwarzen Weste gerichtet.

„Na, läßt du das auf dir sitzen, Michele?“, fragte einer der anderen Männer und lachte dabei leise in sich hinein.

„Dann soll Michele doch mal zeigen, ob er wenigstens eine Kinderfrage beantworten kann!“, meldete sich der Bärtige noch mal zu Wort.

Ein zustimmendes Geraune war jetzt zu hören.

„Also gut“, sagte der Mann der schwarzen Weste. „Dann stell deine Frage, mein Junge!“

„Was wißt ihr über ein Land, das Portugal heißt?“

Die Frage ließ den Mann mit der schwarzen Weste erstarren. Die anderen grinsten und warteten ab.

„Na, Michele?“, fragte einer von ihnen herausfordernd.

„Es gibt das Heilige Römische Reich, zu dem Italien und Deutschland gehören, es gibt Frankreich und das Land der Türken—aber von einem Land namens Portugal habe ich nie etwas gehört!“ Er lachte triumphierend. „Netter Versuch, Junge, aber so leicht lasse ich mich nicht hereinlegen!“

„Es gibt durchaus ein Land namens Portugal“, meldete sich jetzt der Bärtige zu Wort. „Ich habe im Hafen von Genua gearbeitet, und da gab es Schiffe, die von dort kamen.“

„Was wißt Ihr über dieses Land?“, hakte Leonardo nach.

„Nicht viel“, gestand der Mann „Es liegt jenseits von Spanien und besitzt viele Schiffe. Außerdem reden die Seeleute, die von dort kommen, sehr eigenartig. Mehr weiß ich nicht.“

Während sich die Fuhrleute noch darüber stritten, ob der Bärtige sich nicht vielleicht nur etwas ausgedacht hatte, um sowohl vor Michele als auch vor Leonardo groß dazustehen, ließ Leonardo die Männer allein.

Er ging um das Gasthaus herum.

Der Portugiese schaute ausnahmsweise mal aus dem Fenster. Er blickte auf Leonardo herab, sah ihn kurz an und ließ dann den Blick wieder über die Umgebung schweifen.

Leonardo fragte sich, ob er ihn wohl wieder erkannte.

Er schimpfte in seiner eigenartig klingenden Sprache. Sie war dem Italienischen ähnlich und Leonardo verstand einige Worte. Aber den Sinn begriff er nicht.

Der Portugiese verschwand wieder und Leonardo erreichte die Rückfront des Hauses. Die Hintertür stand offen. Gianna spielte mit ihrer kleinen Schwester auf dem Boden und baute eine Burg aus Sand. Als sie Leonardo bemerkte, blickte sie auf.

„Auch du bist es!“, sagte sie und stand auf. „Tut mir leid, daß ich nicht zu dir kommen konnte. Aber als die Händler und Fuhrleute wie die Heuschrecken in unserem Gasthaus einfielen, durfte ich nicht mehr weg. Mutter und Vater hatten mehr zu tun, als sie schaffen konnten und ich mußte auf die Kleine aufpassen.“

„Ist schon gut“, erwiderte Leonardo. „Ich weiß jetzt, wie ich das Geheimnis des Portugiesen lüften kann. Aber dazu brauche ich deine Hilfe.“

Sie zuckte mit den Schultern. „Ich tue, was immer nötig sein sollte“, versprach sie. „Vorausgesetzt, es hat nichts mit Feuer oder stinkenden Flüssigkeiten zu tun.“ Leonardo lächelte.

„Nein, das hat es nicht. Garantiert.“

Er berichtete ihr von den Spiegeln. „Du mußt dafür sorgen, daß ich ins Haus komme. Hast du eine Ahnung, wie lange der Portugiese abends arbeitet?“

„Einmal mußte ich nachts aufstehen, da war es schon lange nach Mitternacht. Aber aus der Kammer des Portugiesen kamen immer noch Geräusche.“

„Sorg einfach dafür, daß die Tür offen bleibt. Ich komme dann herein und wir sehen uns an, was er so in seiner Kammer macht!“

„Das geht erst morgen. Heute werden alle Zimmer belegt sein, aber ich nehme an, daß die Händler und ihre Fuhrleute morgen in der Früh aufbrechen. Sogar das Zimmer neben der Kammer des Portugiesen ist ausnahmsweise belegt. Mein Vater hat ihn darum gefragt, weil sonst für diese Nacht nicht genug Platz gewesen wäre.“

„Ich verstehe.“

Gianna nickte. „Komm morgen Abend genau hier her. Ich werde dich hereinlassen, sobald drinnen die Luft rein ist...“

„In Ordnung, Gianna.“

Kapitel 6

Das Geheimnis des Portugiesen.

Leonardo schlief bereits tief und fest, als ihn der Hufschlag eines Reiters weckte. Er war sofort hellwach, schlug die Decke zur Seite und eilte zum Fenster.

Draußen war es längst dunkel. Der Mond stand hoch und hell am Himmel und die Sterne funkelten. Der Reiter, der nun auf den Dorfplatz geprescht kam, erkannte Leonardo sofort. Es war Ser Piero, sein Vater, der von seinen Geschäften im Nachbarort Empoli zurückkehrte. An einem Riemen trug er eine Ledertasche um die Schultern, in denen er sein Schreibzeug bei sich trug.

Ser Piero zügelte sein Pferd und blickte kurz in Leonardos Richtung. Aber er konnte den Jungen nicht sehen, weil er sich im Schatten befand. Dann ritt Ser Piero an der Kirche vorbei in Richtung des Gasthauses. Das kleine Haus, in dem

Ser Piero nach dem Tod seiner jungen Frau allein lebte, befand sich etwa hundert Schritt dahinter.

Am nächsten Morgen besuchte Leonardo seinen Vater. Ser Piero war gerade aufgestanden. Er war noch müde von den Anstrengungen des gestrigen Tages. Als er Leonardo durch das Fenster herannahen sah, winkte er ihn herbei.

„Komm herein, Leonardo!“, rief er.

Das ließ sich der Junge nicht zweimal sagen. Er betrat das Haus.

Es war deutlich kleiner als das Haus seines Großvaters. Als Ser Pieros Frau noch gelebt hatte, hatten regelmäßig Blumen an dem Fenster gestanden und alles hatte immer sehr schön herausgeputzt gewirkt. Aber darum hatte Ser Piero sich nicht gekümmert.

Er saß hinter dem groben Holztisch, an dem er normalerweise die Leute empfing, die von ihm ein Schriftstück verfaßt haben wollten.

Die Ledertasche lag auf dem Tisch. Er hatte das Schreibzeug noch nicht wieder ausgepackt.

„Du sollst es als Erster erfahren, mein Sohn!“, stieß Ser Piero hervor.

„Was meinst du, Vater?“

„Weißt du, mit wem ich in Empoli Geschäfte gemacht habe? Weißt du, für wen ich jetzt neuerdings als Notar tätig sein werde?“

Es war deutlich zu sehen, dass Ser Piero überaus guter Laune war.

„Du errätst es nie!“, meinte er.

„Arbeitest du etwa jetzt für die Familie Medici?“, fragte Leonardo.

Er hatte einfach den Namen der mächtigsten Kaufmannsfamilie von Florenz genannt. Wenn eine dieser mächtigen Familien, deren Namen in der ganzen Gegend bekannt waren, Ser Piero Aufträge gab, war da für den noch relativ jungen Notar der größte Glücksfall, der sich denken ließ.

Einen Moment lang sah Ser Piero seinen Sohn etwas überrascht an. Dass Leonardo gleich ins Schwarze treffen würde, hatte er nicht erwartet.

„Du hast nicht zufällig hellseherisches Talent, oder?“, lachte er dann. „Aber es stimmt. Ich vertrete jetzt die Interessen von Cosimo de' Medici, der bei Empoli ein Stück Land gekauft und mich beauftragt hat, den Vertrag aufzusetzen.“ Er beugte sich etwas vor und fuhr dann fort: „Vielleicht wird jetzt alles besser, Leonardo. Es könnte sein, daß sich meine finanzielle Situation in der nächsten Zeit stark verbessern wird. Vielleicht werde ich sogar noch einmal heiraten und eines Tages nach Florenz ziehen. Und vielleicht...“ Er zögerte, ehe er weiter sprach. „Vielleicht könnte ich dich dann sogar mitnehmen, Leonardo. Na, was würdest du davon halten, in die große Stadt Florenz zu ziehen. Das Zentrum des Geldes, der Banken und der Künste...“

„Das wäre sicher toll“, sagte Leonardo. Seine Freude hielt sich in Grenzen. Es war nicht das erste Mal, daß sein Vater davon sprach nach Florenz zu ziehen und so erfolgreich in seinem Beruf als Notar zu werden, daß er Geld genug für alles hatte, was man sich wünschen konnte. Aber bisher war es immer so gekommen, daß irgendetwas einen Strich durch seine Pläne gemacht hatte.

„Du glaubst es nicht wirklich, oder?“, erkannte Ser Piero sofort. „Du denkst, daß das alles nur Fantasien sind und noch nichts davon wirklich unter Dach und Fach ist.“

„Großvater sagt immer, man soll den Tag nicht vor dem Abend loben,“ erwiderte Leonardo.

„Ach, der Großvater! Ich sage dir eins: Dein Großvater ist hier in Vinci geboren und er wird auch hier in Vinci sterben! Aber ich nicht! Ich werde es schaffen, hier herauszukommen in die große Welt.“

„Nach Florenz.“

„Florenz ist die große Welt, mein Sohn! Das ist die Stadt, um die sich alles dreht und wir wohnen so nah an ihr dran...“

„Ich könnte dort sowieso nicht auf die Universität gehen, weil ich nicht auf einer Lateinschule war“, sagte Leonardo mit etwas bitterem Unterton. „Und bis es soweit ist, und sich deine Pläne verwirklichen und du wirklich reich geworden bist, wird es für mich zu spät sein, um noch eine Lateinschule besuchen zu können.“

„Noch bin ich ein armer Notar auf dem Lande!“, gab Ser Piero zu bedenken. „Aber vielleicht ist eine Schule auch gar nicht der richtige Weg für dich. Du hast doch andere Talente. Schlägst du immer noch Gesichter aus Holzblöcken heraus?“

„Nein, das habe ich aufgegeben“, erwiderte Leonardo.

„Warum? Du warst doch richtig besessen davon!“

„Für eine Weile. Aber es war nicht gut genug, was ich gemacht habe. Das sah alles so...“ Er schüttelte den Kopf. „Es war Mist!“

„Aber du hast Talent dazu, mein Sohn! Ich habe dich dabei beobachtet, wie geschickt du mit den Werkzeugen umgegangen bist!“

„Es ist nichts Vernünftiges dabei herausgekommen!“

„Weil es dir niemand gezeigt hat! Dieser Mann, für den ich jetzt arbeite, kennt jemanden in Florenz, der eine Werkstatt betreibt. Dort werden sowohl Gemälde hergestellt als auch Bildhauer-Arbeiten. Noch bist du etwas zu jung, aber wenn du ein paar Jahre älter bist, kann ich dich dort vielleicht unterbringen!“

„Mal sehen“, sagte Leonardo.

„Und noch was! Ich werde demnächst ein zweites Pferd haben!“

„Warum das denn?“

„Der Gutsbesitzer Gabriele di Stefano konnte seine Schulden nicht bezahlen und so habe ich ein Pferd als Pfand von ihm bekommen. Ich werde es in den nächsten Tagen abholen und dann bei deinem Großvater in den Stall stellen. Bei mir ist zu wenig Platz.“

„Weiß Großvater das schon?“

„Nein, aber ich rede noch mit ihm. Wenn du willst, kannst du das Pferd reiten. Du weißt doch: Mein Pferd konnte ich dir immer dann geben, wenn ich selbst gerade keine Reise machen musste und in letzter Zeit war ich sehr viel unterwegs.“

Ein Pferd! Das war eine gute Nachricht.

Falls einer der geheimnisvollen Reiter, die mit dem Portugiesen in Kontakt standen, auftauchen sollten, konnte er ihn damit eventuell verfolgen.

„Du ißt jeden Tag im Gasthaus von Giannas Eltern“, wechselte er das Thema. „Hast du schon mal etwas über den Portugiesen gehört, der im Obergeschoß wohnt?“

„Nur ein par seltsame Gerüchte.“

„Aber das Land Portugal gibt es doch wirklich, oder?“

„Leider ja.“

„Wieso leider?“

„Es gab dort bis vor kurzem einen König, der hieß Heinrich der Seefahrer, obwohl er selbst wahrscheinlich nie auf einem Schiff gewesen ist. Aber hat eine Flotte bauen lassen, der er den Auftrag gab, einen Seeweg nach Indien zu finden.“

„Indien? Ist das das Land, aus dem die Gewürze kommen?“

„Ja. Und durch den Pfeffer und die andere Gewürze sind Venedig, Florenz, Mailand und all die andere Städte hier in Italien so reich geworden. Die Gewürze kommen im Hafen von Venedig an und werden von dort aus weiterverkauft. Ein Sack Pfeffer ist so viel wert wie ein Sack Silber—aber wenn die Portugiesen einen direkten Weg über das Meer nach Indien finden, läuft der Handel in Zukunft über Portugal—und wir werden verarmen!“

„Ist es denn wahrscheinlich, daß es einen Seeweg nach Indien gibt?“

„Wer weiß? Vielleicht haben ihn die Portugiesen sogar schon gefunden und veraten es niemandem. Seekarten werden wie Staatsgeheimnisse gehütet.“ Er machte eine Pause und fuhr dann fort: „Also wenn der Mann, der seit einiger Zeit bei Giannas Eltern gastiert, tatsächlich ein Portugiese sein sollte, dann hat er wahrscheinlich irgendetwas mit der Seefahrt zu tun. Vielleicht ist er ein Matrose, der zu spät auf sein Schiff zurückkehrte und deswegen hier in Italien zurückblieb.“

„Oder ein Krimineller?“

„Alles ist möglich.“

„Glaubst du, er könnte ein Hexer sein?“

„Nur, weil er etwas seltsam wirkt und eigenartige Gewohnheiten hat?“ Ser Piero schüttelte den Kopf. „Wenn ich nachts ein paar Schritte spazieren gehe, weil ich lange an irgendwelchen Schriftstücken gesessen habe, von denen ich eine beglaubigte Kopie herstellen mußte, dann sehe ich meistens noch Licht bei ihm. Aber ich arbeite auch oft in der Nacht—und bin ich deswegen ein Hexer? Du kennst mich!“

Leonardo lächelte.

„Nein, natürlich nicht! Ich habe noch eine Frage an dich. Die Fuhrleute sagen, daß es Krieg geben wird!“

Ser Pieros Gesicht wurde sehr ernst. „Ja, das ist durchaus möglich. Ich habe auch davon gehört. Der König von Frankreich soll einen Feldzug gegen Florenz planen—obwohl er eigentlich unser Verbündeter ist. Aber so etwas ändert sich schnell und es könnte sein, daß die Franzosen sich hinter unserem Rücken mit unseren alten Feinden aus Mailand zusammentun und einen Angriff planen.“

„Das klingt ja bedrohlich!“

„Ich hoffe, daß es nicht dazu kommt... Aber das haben wir nicht in der Hand!“

Als Leonardo zum Haus seines Großvaters zurückkehrte, waren die Händler und Fuhrleute längst wieder aufgebrochen und die Wagen, die sich vor dem Gasthaus gedrängt hatten, verschwunden.

Den Nachmittag verbrachte Leonardo damit, seinen Spiegelbogen noch etwas zu vervollkommen und die Spiegel genau auszurichten.

Als er damit fertig und alles für die nächtliche Beobachtung des Portugiesen vorbereitet war, widmete er sich seiner Lieblingsbeschäftigung, um sich etwas abzulenken. Er zeichnete Maschinen mit einem Kohlestift. Großvater schimpfte immer wieder darüber, wie viel Papier er verbrauchte. Leonardo nahm jeden Fetzen, den er bekommen konnte. Und da sein Vater Ser Piero dem Jungen gegenüber

immer ein schlechtes Gewissen hatte, weil er ihn nicht selbst erziehen und für ihn sorgen konnte, brachte er ihm des Öfteren neues Papier aus Florenz mit. Ser Piero selbst hatte natürlich als Notar auch einen hohen Verbrauch davon.

Leonardo dachte sich alle möglichen Arten von Maschinen auf.

Die meisten waren Kampfmaschinen. Katapulte von gewaltigen Ausmaßen, die in der Lage waren, riesige Gesteinsbrocken zu schleudern. Oder noch besser! Mit Schwarzpulver gefüllte Kugeln, die dann beim Gegner explodieren sollten. Oder Riesen-Armbrüste, die auf Rädern fuhren und nicht mit Bolzen geladen wurden, sondern mit kleinen Raketen, die mit einem Schwarz-Pulver-Treibsatz zusätzlich angetrieben wurden. Damit die Soldaten geschützt waren, dachte er sich eine Panzerung aus, die das ganze Gefährt umgab.

Selbst fahrende Wagen schwebten ihm vor—oder Schiffe, deren Luken so abgedichtet waren, daß sie auch unter Wasser fahren und feindliche Kriegsschiffe von dort angreifen konnten. Außerdem hatte es ihm noch nie eingeleuchtet, weshalb Vögel und Insekten mit Leichtigkeit fliegen konnten, während der Mensch an die Erde gebunden war. Immer wieder überlegte sich Leonardo Flugmaschinen. Eine Zeitlang hatte er dafür die Flügel von Vögeln und Insekten untersucht, denn er glaubte, daß man eine Flugmaschine am besten der Natur nachbauen sollte.

Carlo kam zwischendurch für eine Weile vorbei. Er sah Leonardo bewundernd zu, wie dieser ein fantastisches Gebilde nach dem anderen auf das Papier zauberte. Maschinen, die auf den ersten Blick ungeheuer kompliziert waren und die Leonardo dann außerdem noch mit einer winzigen Handschrift beschriftete. „So gut bin ich im Zeichnen leider noch nicht, daß man so erkennen könnte, was es ist!“, meinte er.

„Aber schon ziemlich gut!“, fand Carlo. „Jedenfalls viel besser, als ich das könnte!“

„Ich verrate dir ein Geheimnis“, erklärte Leonardo. „In jede dieser Zeichnungen baue ich einen Fehler ein. Wenn sie in unbefugte Hände geraten und jemand versucht, meine Ideen nachzubauen, ohne mich zu fragen, dann funktioniert die Maschine nicht!“

„Raffiniert!“, staunte Carlo.

„Ich habe gehört, daß man das in vielen Werkstätten so macht!“

Auf die Dauer wurde es Carlo allerdings zu langweilig, Leonardo bei der Entstehung seiner Ideen zuzusehen und so ging er schließlich wieder nach Hause.

Am späten Nachmittag kam Ser Piero zu Großvaters Haus geritten. Er führte ein zweites Pferd am Zügel mit sich. Das mußte das Tier sein, von dem er gesprochen hatte. Leonardo hörte, wie er vor dem Haus mit Großvater sprach. Dieser war nicht sonderlich begeistert davon, das Pferd in Pflege nehmen zu müssen. Und vor allem fand er es wohl nicht gut, daß Ser Piero ihm vorher nichts gesagt hatte.

„Es ist nur für eine gewisse Zeit“, sagte Ser Piero. „Wenn der Gutsbesitzer Gabriele di Stefano sein Pfand nicht auslösen kann, werde ich einen Käufer dafür suchen! Aber so lange soll der Junge darauf reiten, wenn er will. Und du kannst es natürlich auch benutzen, Vater!“

„Mein Rücken hält das Reiten leider nicht mehr aus!“, wandte Großvater ein. „Was glaubst du wohl, warum ich selbst kein Pferd mehr habe?“

„Aber deinen Sattel, den könnte Leonardo doch nehmen.“

„Sicher.“

„Es wird sowieso bald alles ganz anders“, meinte Ser Piero zum Schluß noch und berichtete dann von seinen jüngsten geschäftlichen Erfolgen und davon, daß er neuerdings für die Familie Medici arbeitete.

Großvater seufzte. „Ach, Junge“—er nannte Ser Piero immer noch Junge, obwohl Leonardos Vater ein Mann von 35 Jahren war—„ich wünsche dir ja von Herzen, das deine Wünsche in Erfüllung gehen, aber...“

„Diesmal wird es geschehen!“, versprach Ser Piero. Und dann rief er seinen Sohn. „Leonardo! Komm herunter! Laß uns ein Stück reiten!“

Das Pferd wurde gesattelt und Leonardo ritt mit seinem Vater etwas in der Umgebung von Vinci herum. Es war eine Weile her, daß Leonardo zum letzten Mal auf einem Pferd gesessen hatte, er gewöhnte sich schnell wieder daran.

„Wir könnten meine Mutter besuchen“, sagte der Junge. „Das ist doch nicht weit!“

„Ich habe im Prinzip nichts dagegen“, sagte Ser Piero. „Catarina und ich sind nicht verfeindet, weil sich unsere Wege vor langer Zeit getrennt haben. Aber ihr Mann mag mich nicht besonders. Und da ist es vielleicht besser, wenn wir uns ein anderes Ziel suchen.“

Leonardo mußte schmunzeln. „Das hätten wir also gemeinsam. Mich mag er nämlich auch nicht besonders“, meinte er. Das war auch der Grund gewesen, warum Leonardo nicht bei seiner Mutter Catarina hatte bleiben können. Fünf Jahre war er gewesen, als sie geheiratet hatte und Leonardo daraufhin zu seinem Großvater gekommen war.

Vor Einbruch der Dunkelheit kehrten sie zurück und Ser Piero zeigte ihm, wie man das Sattelzeug abnahm und das Pferd versorgte.

Das hatte er zwar alles schon einmal getan, aber Ser Piero wollte sichergehen, daß Leonardo alles richtig machte. „Stell dir vor, Gabriele di Stefano schafft es doch noch, sein Pfand auszulösen und das Pferd ist wegen falscher Behandlung eingegangen, dann stehe ich da und muß ein Pferd ersetzen“, meinte er scherzend dazu. „Aber es die ganze Zeit im Stall stehen zu lassen ist auch schädlich für das Tier, du kannst es also mit gutem Gewissen reiten, so lang es in unserem Besitz ist.“

Wenig später verabschiedete sich Ser Piero. Er wollte noch im Gasthaus essen.

Leonardo hingegen aß bei seinem Großvater. Er wartete bis es dunkel war und ruhig im Dorf wurde. Im Gasthaus war bestimmt nicht viel los, denn man hätte sonst den Lärm bis zum Haus von Leonardos Großvater hören können.

Leonardo mußte aber auf jeden Fall warten, bis sein Großvater zu Bett ging. Erst danach schlich er sich mit seinem Spiegelbogen in der Hand ins Freie.

Es war schon nach Mitternacht—eine mondhelle, sternenhelle Sommernacht. Die Haustür hatte etwas geknarrt, aber glücklicherweise hatte Großvater einen tiefen, gesunden Schlaf und wachte nicht so leicht auf.

Leonardo ging über den Dorfplatz, dann an der Kirche vorbei und erreichte schließlich das Gasthaus. Nirgends brannte noch Licht. Als er dann das Gasthaus umrundete, um zum Hintereingang zu gelangen, sah er, daß die Kammer des Portugiesen die einzige Ausnahme war. Das Fenster stand offen. Er hatte einen Kerzenleuchter direkt auf die Fensterbank gestellt—offenbar um die zahllosen

Motten, Mücken und anderes fliegendes Getier abzulenken, die immer dem Licht folgten.

Leonardo erreichte die Hintertür des Gasthauses und wartete darauf, daß Gianna ihm öffnete.

Aber das Mädchen ließ auf sich warten.

Eine ganze Weile stand er ungeduldig da und hoffte, daß Gianna nicht irgendetwas dazwischen gekommen war, was den gesamten Plan für heute zunichte machte.

Doch dann öffnete sich die Hintertür des Gasthauses doch noch einen Spalt breit. Es knarrte etwas. Die Scharniere könnten dringend etwas Öl vertragen!, dachte er. Aber eigentlich war die Tür ja auch nicht dafür geschaffen, daß sich jemand heimlich ins Haus schleichen konnte.

Leonardo stand einige Augenblicke wie erstarrt da und wartete ab, wer schließlich ins Freie trat. Zunächst sah er nur einen Schatten.

Einen dunklen Umriss, bei dem er nicht erkennen konnte, um wen es sich handelte. Die Größe kam hin—aber Gianna hatte ihre Mutter inzwischen beinahe eingeholt, so daß Leonardo nicht sicher sein konnte, wen er vor sich hatte.

„Leonardo?“, wisperte eine Stimme.

Die schattenhafte Gestalt trat ins Mondlicht.

Erleichtert atmete er durch, als er sie erkannte.

„Gianna!“

„Komm schnell herein!“, flüsterte sie. „Die Luft ist rein. Und der Portugiese ist offenbar noch auf den Beinen! Ich habe durch sein Schlüsselloch gesehen.“

„Und? Irgendetwas erkannt?“

„Leider nicht. Er hat den Tisch so verschoben, daß man durch das Schlüsselloch leider nicht sehen kann, was er macht!“

Leonardo hob den Spiegelbogen etwas an. „Das wird sich jetzt gleich ändern!“, versprach er.

Gianna sah sich die Apparatur stirnrunzelnd an. „Das ist also das Gerät, das du erfunden hast...“

„So ist es.“

„Ich hoffe es funktioniert!“

„Klar funktioniert es! Ich habe es doch ausprobiert! Vielleicht verkaufe ich die Idee den Medici. Das ist die herrschende Familie in Florenz und mein Vater macht neuerdings Geschäfte mit denen. Ich könnte mir denken, daß die auch ab und zu mal jemanden ausspionieren möchten.“

„Eins nach dem anderen, Leonardo. Deine Träumereien kannst du dir für später aufheben! Komm jetzt!“

Leonardo folgte ihr ins Haus. Sie gingen durch einen Flur und durchquerten dann den Schankraum. Von dort führte die Treppe hinauf zu den Zimmern.

Es knarrte bei jeder Stufe etwas und Leonardo konnte nur hoffen, daß davon weder der Portugiese noch Giannas Eltern etwas mitbekamen. Schließlich hatten sie das Obergeschoß erreicht. Es war ziemlich dunkel hier, da die meisten Fenster mit Fensterläden verschlossen waren und kaum Mondlicht hereinfiel. Leonardo folgte Gianna auf dem Fuß und schließlich hatten sie das Zimmer erreicht, das neben der Kammer des Portugiesen lag.

„Ich habe dafür gesorgt, daß das Fenster offen bleibt“, sagte Gianna. „Die Läden hätten sonst vielleicht geknarrt und der Portugiese hätte Verdacht geschöpft!“ Ihre Stimme war kaum mehr als ein leises Wispern.

„Sehr gut!“, flüsterte Leonardo zurück.

Er ging zum Fenster und blickte hinaus. Ein Schwarm von Motten schwirrte um den Kronleuchter des Portugiesen herum.

Manchmal verirrte sich eine davon auch ins Nachbarzimmer.

Leonardo scheuchte sie mit ein paar Handbewegungen davon.

Dann brachte er seinen Spiegelbogen zum Einsatz.

Er setzte sich auf die Fensterbank, um sich weiter hinauslehnen zu können.

„Halt mich fest“, flüsterte er an Gianna gerichtet.

Sie tat, was er sagte.

Leonardo blickte in die Tiefe. Wenn man hier hinunterfiel, reichte das auf jeden Fall, um sich den Hals zu brechen. Außerdem sorgte dann der Lärm dafür, daß das ganze Haus auf ihn aufmerksam wurde.

Leonardo brachte seinen Spiegelbogen in Position. Er schob ihn bis zum Nachbarfenster vor und blickte dabei angestrengt auf den Spiegel an seiner Seite des Bogens. Es dauerte eine Weile, bis er die Spiegel so ausgerichtet hatte, daß er nicht die Decke oder den Fußboden im Nachbarraum erkennen konnte. Die Arme begannen schon zu schmerzen, zumal Leonardo sich etwas weiter hinauslehnen mußte, als dies im Haus seines Großvaters der Fall gewesen war, wo er den Spiegelbogen ausprobiert hatte.

Aber er hatte sich vorgenommen, auf jeden Fall durchzuhalten.

Dann hatte er den Portugiesen plötzlich im Visier.

Er saß an seinem Tisch, wo das beste Zeichenwerkzeug ausgebreitet war, das Leonardo je gesehen hatte! Neben verschiedenen Linealen gab es nicht nur Kohlestifte, sondern auch Bleistifte, mit denen man noch sehr viel feinere Linien ziehen konnte. Leonardos Vater hatte einmal von einem reisenden Händler aus Pisa, den er mit einer Eingabe vor dem Gefängnis bewahrt hatte, einen dieser neuartigen Bleistifte geschenkt bekommen und hatte ihn lange Zeit benutzt, um Notizen anzufertigen—bis er kurz und klein geschrieben worden war.

Was der Portugiese da zeichnete, konnte Leonardo natürlich nicht sehen. Aber er hatte zwei Blätter nebeneinander liegen. Immer wieder schaute er auf das rechte Blatt und begann danach auf dem Linken weiterzuarbeiten.

Schließlich konnte Leonardo es nicht mehr aushalten. Die Arme taten höllisch weh und er schaffte es gerade noch, den Spiegelbogen zurückzuziehen. Dabei kam er gegen den Kronleuchter auf der Fensterbank.

Der Leuchter fiel krachend ins Innere des Zimmers. Dumpf kam er auf dem Boden auf und Leonardo hörte den Portugiesen in seiner eigenen Sprache vor sich hinschimpfen. Giannas Augen waren Schreckgeweitet.

Sie machte einen Schritt in Richtung der Zimmertür, aber Leonardo hielt sie zurück.

Er legte den Finger auf den Mund. Schweigen und sich absolut ruhig verhalten. Das war jetzt das Gebot der Stunde.

In seiner Kammer hatte der Portugiese offenbar einige Schwierigkeiten, den Ausbruch eines Brandes zu verhindern. Man hörte es Rumpel und Poltern. Schließlich war er fertig.

Als wieder Ruhe in der Nachbarkammer einkehrte, atmete Leonardo tief durch. „Das war knapp!“, meint er.

„Meinst du, er hat vielleicht Verdacht geschöpft?“, fragte Gianna, „Nein, das glaube ich nicht“, erwiderte Leonardo leise. „Aber wir warten hier sicherheitshalber noch eine Weile ab. Wenn er jetzt auf dem Flur ein Knarren hört, könnte das kritisch werden...“

Leonardo setzte sich auf den Boden. Gianna ließ sich neben ihm nieder. Sie warteten eine ganze Weile einfach ab.

„Was hast du gesehen?“, fragte sie.

„Ich weiß nicht...“, murmelte Leonardo.

„Das heißt, es war alles umsonst? Du hast überhaupt nichts erkennen können? Aber diesen komischen Spiegelbogen an die Medicis verkaufen wollen! Das ich nicht lache!“

Aber Leonardo schüttelte den Kopf. „Natürlich habe ich was gesehen. Mir ist nur noch nicht klar, was es bedeutet!“

„Verstehe ich nicht!“

„Wir reden morgen darüber. Komm einfach zu mir. Ich denke, Carlo wird auch auftauchen und dann beraten wir weiter.“

„Gut.“

„Und jetzt bring mich wieder hier raus!“

Kapitel 7

Kriegsrat.

Am nächsten Tag hielten Leonardo, Gianna und Carlo in Leonardos Zimmer Kriegsrat.

„Er hatte zwei Blätter nebeneinander liegen“, berichtete Leonardo über seine Beobachtungen.

„Und was darauf zu sehen war, konntest du nicht erkennen?“, vergewisserte sich Carlo.

„Keine Hexenzeichen? Pentagramme? Magische Symbole?“, hakte Gianna nach. „Ich bin nicht sicher, daß so etwas auf diesen Blättern zu sehen war, als ich durch den Türspalt blickte.“

„Es müssen ja nicht tagelang dieselben Blätter auf dem Tisch gelegen haben“, gab Leonardo zu bedenken. „Also wenn ihr mich fragt, dann macht das alles nur Sinn, wenn man davon ausgeht, daß der irgendetwas kopiert. Er zeichnet oder schreibt etwas ab.“

„Was könnte das sein?“, fragte Gianna.

Leonardo zuckte mit den Schultern. „Irgend etwas, das wertvoll genug ist, damit ein Bote das Original aus Florenz hier her bringt und ein anderer Bote die Kopie in Richtung Pisa mitnimmt. Denn so muß es ja wohl laufen!“

„Banknoten!“, entfuhr es Carlo. „Vielleicht fälscht da jemand Banknoten!“

Banknoten waren erfunden worden, um bei der Bezahlung größerer Summen nicht mehr ganze Wagenladungen mit Gold oder Silbermünzen durch die Gegend

fahren zu müssen. Stattdessen stellten die Banken in Florenz ein Dokument aus, das man gegen einen bestimmten Betrag in Gold eintauschen konnte. Dieses Gold lagerte in der Bank und brauchte nicht transportiert zu werden.

„Damit kenne ich mich aus!“, fuhr Carlo triumphierend fort, als er Leonardos verständnisloses Gesicht sah. Endlich mal etwas, worüber er mehr wußte als Leonardo! „Mein Vater ist schließlich Händler und weiß über diese Dinge Bescheid! Ich habe einmal die Werte verschiedener Banknoten für ihn zusammenrechnen müssen, die mein Vater dann in Florenz umtauschen wollte.“

„Werden die denn nicht mit Siegeln oder dergleichen gesichert, so daß man sie nicht fälschen kann?“, fragte Leonardo.

„Sicher“, nickte Carlo. „Es wird ausschließlich Papier mit dem Wasserzeichen der Bank verwendet. Aber man kann doch alles fälschen! Vielleicht sind die Hintermänner auch an das Original-Papier gekommen.“

„Die Papiere waren zu groß für eine Banknote!“, meinte Leonardo.

„Hast du denn schon mal eine gesehen?“, fragte Carlo provozierend.

Leonardo schüttelte den Kopf. „Aber ich kann mir nicht denken, daß sie so groß sind, daß sie den halben Tisch bedecken, oder? Das wäre doch vollkommen unpraktisch.“

Carlo schluckte. Gerade noch hatte er gedacht, gegenüber Leonardo mal richtig auftrumpfen zu können. Aber jetzt sah er ein, daß Leonardo Recht hatte. Natürlich waren Banknoten immer von handlicher Größe. Auch wenn man sie auseinanderfaltete, bedeckten sie keineswegs einen halben Tisch.

„Hast du denn eine bessere Idee?“, fragte er kleinlaut.

„Ich dachte an Landkarten“, sagte Leonardo. „Mein Vater sagte mir, daß wenn man hier einen Portugiesen trifft, er höchstwahrscheinlich mit der Seefahrt zu tun hat. Und er sagte mir auch, daß Seekarten wie Staatsgeheimnisse gehütet werden. Sie sind ungeheuer wertvoll. Vielleicht bringt ein Spion geheime Seekarten hier her. Der Portugiese ist ein Kartenzeichner. Er kopiert sie und gibt sie einem anderen Boten, der sie an die Auftraggeber weitergibt.“

So könnte es laufen!“

„Hast du mal darüber nachgedacht, daß Florenz nicht an der Küste liegt und es deswegen dort auch keine Schiffe gibt?“, wandte Carlo ein. „Wieso sollte also dort jemand Seekarten besitzen?“

Leonardo zuckte mit den Schultern. „Wieso nicht? Der nächste Hafen liegt zwar in Pisa, aber er wird von Florenz aus regiert.“

Warum sollte man also nicht die geheimen Karten dort verbergen?“

Gianna machte ein enttäuschtes Gesicht. „Ich habe nicht das Gefühl, dass wir wirklich schon viel weiter sind“, bekannte sie.

„Alles, was wir im Moment haben sind Vermutungen.“

„Begründete Vermutungen“, verteidigte sich Leonardo.

„Ja, aber das Geheimnis des Portugiesen kennen wir jetzt immer noch nicht.“

„Am Ende stellt sich alles als ganz harmlos heraus!“, meinte Carlo. „Vielleicht ist dieser Portugiese ja ein Kartenzeichner, der seine Dienste anbietet und dessen Kunden ihn ab und zu besuchen. Ein ehrbarer Mann, der sein Handwerk ausübt. Vielleicht ein ehemaliger Seefahrer, der einfach nicht in seine Hei-

mat zurückkehren wollte, weil er es nirgends schöner fand als hier, in Vinci, dem schönsten Dorf in der Republik Florenz!“

„Wir müssen den Kerl weiter beobachten“, erklärte Leonardo. „Daß das alles ganz harmlos ist, kann ich mir nicht vorstellen. Dazu ist viel zu viel Geheimnistuerei dabei.“

„Und was schlägst du vor?“, fragte Gianna. „Willst du den Portugiesen vielleicht mit Hilfe deines Spiegelbogens in der nächsten Nacht noch einmal beobachten?“

Leonardo schüttelte den Kopf. „Nein, das hat keinen Sinn. Es wäre in jedem Fall unmöglich, zu erkennen, was auf diesen großen Blättern zu sehen ist, die auf seinem Tisch liegen.“

Carlo grinste. „Es sei denn, er hält sie direkt vor den Spiegel!“, lachte er.

„Gianna, wenn er Besuch bekommt, mußt du mir Bescheid geben.“

„Und was willst du dann tun?“

„Ihn verfolgen. Im Moment haben wir ein Pferd im Stall, mit dem ich das schaffen könnte. Wir müssen einfach wissen, wo diese Boten genau hin reiten und woher sie kommen. Vielleicht führen sie uns zu ihren Hintermännern. Dann könnte auch klar werden, was eigentlich dahinter steckt!“

„Das ist doch Wahnsinn!“, meinte Carlo.

„Traust du dich nicht? Ich hatte eigentlich gedacht, dich mitzunehmen, wenn es soweit ist. Das Pferd trägt mit Leichtigkeit zwei von unserer Größe. Das ist gar kein Problem.“

„Was meinst du, was ich für einen Ärger bekomme, wenn ich einfach mitten in der Nacht mit dir irgendwohin reite und einem geheimnisvollen Fremden folge...“

Leonardo hob die Augenbrauen. Eine Antwort in dieser Art hatte er von seinem Freund Carlo auch erwartet. Aber er hatte noch nicht aufgegeben. „Vielleicht überlegst du es dir ja noch“, meinte er.

„Und was ist mit mir?“, fragte Gianna. „Hast du für mich vielleicht auch irgendeine Aufgabe vorgesehen?“

„Die wichtigste“, behauptete Leonardo.

Sie runzelte die Stirn. „Du willst mich auf den Arm nehmen, oder?“

„Nein, ganz im Ernst! Du mußt mir Bescheid sagen, wenn einer der Reiter auftaucht. Ganz egal zu welcher Tages- oder Nachtzeit das sein sollte. Du wirst es auf jeden Fall mitbekommen, während ich nicht garantieren kann, daß ich dann gerade am Fenster sitze und dieser Kerl den Weg über den Dorfplatz nimmt. Also versprich, daß du mir Bescheid sagst! Ich kann dann das Pferd satteln und mich bereit machen.“

„Dauert das nicht viel zu lange, bis du mit dem Satteln des Pferdes fertig bist?“, meinte Gianna. „Diese Reiter sind nie sehr lange geblieben.“

„Ich trainiere noch, damit ich etwas schneller werde!“, versprach Leonardo grinzend.

Später ging Leonardo in den Stall, legte den Sattel auf das Pferd und schnallte ihn fest.

Daß man dabei sehr sorgfältig sein mußte, war ihm durchaus klar. Die Riemen durften nicht zu locker sitzen, sonst konnte alles herunterfallen.

Aber Leonardo stellte schnell fest, daß das Satteln nicht so ganz einfach war. Erstmal war der Sattel selbst sehr schwer und dann hatte es das Pferd auch nicht

so besonders gern, wenn man ihm am Bauch herumzurrite, um die Schnallen der einzelnen Riemen festzuziehen.

„Was machst du da?“, hörte er plötzlich Großvaters Stimme hinter sich.

Leonardo drehte sich um und fuhr dabei vor Schreck förmlich zusammen. Er hatte Großvater nicht in den Stall kommen hören.

„Willst du heute noch ausreiten?“, fragte der alte Mann überrascht. „Ist schon recht spät dafür.“

Leonardo schüttelte den Kopf.

„Eigentlich wollte ich nur üben, wie man ein Pferd sattelt.“

„Aber das weißt du doch.“

„Ich möchte es etwas schneller können.“ Er atmete tief durch. „Aber das klappt nicht so, wie ich mir das vorstelle.“

„Ich würde es dir ja gerne zeigen, aber ich rühre keinen Sattel mehr an. Ich hieße ihn weder auf einen Pferderücken hinauf, noch nehme ich ihn hinunter. Mein Rücken bringt mich sonst um und ich kann mehrere Tage nicht schlafen.“

„Beantwortest du mir eine Frage, Großvater?“

Großvater stemmte die Arme in die Hüften und kam einen Schritt näher. Er strich dem Pferd dann über den Hals. „Willst du den Namen des Gauls wissen? Es ist eine Stute und sie heißt Marcella. Hat mir jedenfalls dein Vater gesagt.“

„Ach so. Ich hatte aber eigentlich eine andere Frage.“

„Bitte!“ Großvater verdrehte schon die Augen, weil er wohl befürchtete, sich Antworten auf Fragen aus den Fingern saugen zu müssen, über die er selbst nicht so recht Bescheid wußte.

„Was würdest du tun, wenn du ganz schnell weg reiten müsstest?“, fragte der Junge.

„Ich reite nicht mehr“, erwiderte der Großvater.

„Aber angenommen, dein Rücken würde dir nicht so wehtun und du könntest noch gut reiten. Aber du müßtest im Handumdrehen aufbrechen, weil das ganze Dorf brennt oder...“

„Du hast doch nicht wieder irgendetwas vor, was auch nur im Entferntesten mit Feuer zu tun hat, oder?“, fuhr der Großvater mit sehr ernstem Gesicht dazwischen.

Leonardo schüttelte den Kopf. „Nein, bestimmt nicht. Ich habe eingesehen, daß es verkehrt war, was ich getan habe.“

Das Gesicht des Großvaters entspannte sich etwas. „Na hoffentlich.“ Irgendwie schien er den Beteuerungen seines Enkels nicht so recht zu trauen. „Also ich würde einfach ohne Sattel reiten, wenn es ganz schnell gehen müßte“, sagte Großvater. „Als ich jung war, hatten wir gar keine Sättel. Nicht mal Zaumzeug! Wir sind aber trotzdem geritten!“

Kapitel 8

Reiter in der Nacht.

In den nächsten Tagen geschah nichts Aufregendes. Keiner der beiden Reiter, die den Portugiesen besuchten, zeigte sich.

Leonardos Großvater wunderte sich darüber, daß sein Enkel auf der Stute Marcella unbedingt ohne Sattel reiten wollte und auch jede Hilfe ablehnte, um auf den Pferderücken hinaufzukommen.

Er übte so lange, bis er selbst schaffte, sich hinaufzuschwingen. Marcella erwies sich als recht friedlich und geduldig, so daß sich die Stute das bereitwillig gefallen ließ.

Eine ganze Woche verging, ohne daß einer der geheimnisvollen Reiter erschien. Und das, obwohl Leonardo oft bis tief in die Nacht am Fenster saß und Ausschau hielt, ob nicht ein Reiter über den Dorfplatz preschte.

Es dauerte fast zwei Wochen, bis ein Geräusch Leonardo weckte.

Ein Stein war durch das offene Fenster in sein Zimmer geflogen. Ein weiterer folgte. Und noch einer.

Dazu wisperte eine Stimme seinen Namen.

„Leonardo! Wach auf!“

Leonardo war sofort auf den Beinen. Als er zum Fenster ging, traf ihn der nächste Stein beinahe am Kopf.

Im Mondlicht war Gianna zu sehen. In ihrem Nachthemd wirkte sie fast wie ein Gespenst.

„Der Reiter ist gekommen!“, wisperte sie.

„Warte! Ich bin gleich unten!“, antwortete Leonardo.

Leonardo zog sich schnell an und schlich dann aus dem Haus.

Großvater schnarchte so laut, daß man ihn schon von der Treppe hören konnte. Wenig später war Leonardo draußen bei Gianna.

„Welcher von den Reitern war es?“, fragte Leonardo. „Der aus Richtung Florenz kommt oder der andere?“

„Keine Ahnung. Ich habe ihn erst bemerkt, als er an unserer Tür klopfte. Mein Vater hat ihm geöffnet und ich bin durch den Hinterausgang hinausgeschlichen, um dir Bescheid zu sagen. Und ich muß auch sofort wieder zurück!“

In diesem Moment war der Hufschlag eines Pferdes zu hören. Das Geräusch wurde lauter. Leonardo zog Gianna hinter einen Stapel mit Brennholz. Ser Piero hatte es für Großvater geschlagen und dort aufgestapelt.

Der Reiter erreichte den Dorfplatz. Leonardo blickte vorsichtig hinter dem Stapel hervor.

Im Mondlicht war der Fremde gut zu sehen. Im Gegensatz zu dem Reiter, den Leonardo eines Nachts gesehen hatte, trug dieser Mann keine Lederkappe, sondern einen mit Federn besetzten Hut.

An der Seite hing ein Schwert. Das Kinn wurde durch einen Spitzbart hervorgehoben. Er lenkte sein Pferd in Richtung Florenz und ritt aus dem Ort. Als er vorbei war, tauchte Leonardo hinter dem Holzstapel hervor.

„Ich muß jetzt gehen“, sagte Gianna.

Während Gianna nach Hause lief, ging Leonardo zum Stall und holte Marcella ins Freie. Er legte ihr Zaumzeug an. Sie schnaubte.

Leonardo versuchte sie zu beruhigen. Schließlich sollte auf keinen Fall Großvater geweckt werden.

Dann schwang er sich auf den Rücken des Pferdes.

Wenig später hatte er das Haus der Maldinis erreicht. Er stieg ab, nahm einen Stein und warf ihn gegen den Fensterladen der Dachkammer. Dort schlief Carlo. Der Fensterladen öffnete sich und Carlo blickte hinaus. „Kommst du mit?“, fragte Leonardo nur.

„Bin gleich da!“, antwortete Carlo.

Wenig später war Carlo aus dem Haus geschlichen. Leonardo hatte sich inzwischen wieder auf Marcellas Rücken gesetzt. Er reichte Carlo die Hand um ihm auch hinaufzuhelfen. Und dann trieb Leonardo Marcella voran. Das Pferd hatte erst eine gemächliche Gangart an den Tag gelegt, aber Leonardo war klar, dass man so den Reiter auf keinen Fall einholen konnte.

Zumindest Carlo kannte gut die erste Hälfte des Weges, denn er hatte seinen Vater schon des öfteren auf seinen Fahrten nach Florenz begleitet. Bei der zweiten Hälfte des Weges war sich auch Carlo nicht sicher und spätestens bis dahin mußte man den Reiter eingeholt haben.

„Immer vorausgesetzt, der Kerl reitet überhaupt nach Florenz und biegt nicht irgendwo ab!“, meinte Carlo. „Ich meine, das sind doch alles nur Annahmen! Genaues wissen wir doch gar nicht!“

„Ich hoffe, daß sich das bald ändert!“

„Hast du mal darüber nachgedacht, was dieser Mann mit uns anstellt, wenn wir seinem Geheimnis auf die Spur kommen? Wenn er wirklich irgendwelche geheimen Karten kopieren läßt, wie du vermutest, dann darf er uns nicht am Leben lassen, wenn es ihm nicht selbst an den Kragen gehen soll!“

„Wir werden vorsichtig sein“, versprach Leonardo.

„Dann wären wir Zeugen und müssten vielleicht vor Gericht in Florenz aussagen!“

„Laß uns erstmal den Reiter wieder finden!“, meinte Leonardo.

Und Carlo mußte darüber schmunzeln, daß diesmal er es war, der sich Fantasien hingeben hatte—und nicht Leonardo.

Die Stunden gingen dahin. Marcella war ein duldsames Pferd, aber es war schwer sie zu einer schnelleren Gangart zu bewegen. Zeitweilig war es Leonardo gelungen sie zum Galopp zu bewegen.

Leonardo hielt sich dann an der Mähne fest und Carlo klammerte sich an Leonardos Rücken.

Aber früher oder später wurde Marcella wieder langsamer und verfiel in ihren gewohnten Schritt.

„Ob wir den Reiter auf diese Weise einholen können, ist die Frage“, meinte Leonardo skeptisch.

„Falls der Kerl die ganze Zeit über im vollen Galopp reitet, magst du recht haben, Leonardo. Aber ich glaube nicht, daß er das tut.“

„Wieso nicht?“

„Weil sein Pferd schon den Ritt von Florenz nach Vinci hinter sich hat. Nach so einer Strecke müsste das Pferd völlig erschöpft sein.“

„Bei deinem Vater muß es ja auch einen vollbeladenen Wagen ziehen—in diesem Fall nur einen Reiter tragen!“, gab Leonardo zu bedenken.

„Dafür benutzt mein Vater auch zwei Pferde für seine Wagen!“, hielt Carlo dem entgegen. „Wie auch immer, ich vermute, daß er irgendwo unterwegs für ein-, zwei Stunden Pause macht.“

Mindestens! Und noch etwas! Es hat für ihn überhaupt keinen Sinn, schneller zu reiten, weil die Stadttore nachts geschlossen sind. Er müßte ohnehin warten, bis sie nach Sonnenaufgang geöffnet werden.“

Carlos Vermutung sollte sich bestätigen. Als sie eine Anhöhe erreichten, sahen sie in der Ferne ein Feuer brennen.

„Das muß er sein“, vermutete Carlo.

„Dann laß uns nahe genug heranreiten, damit wir das überprüfen können!“

Leonardo trieb Marcella vorwärts. Die Dunkelheit schützte sie. Außerdem gab es überall Sträucher und vereinzelt auch ein paar Bäume. Außerdem befand sich der Lagerplatz in der Nähe eines Baches, der ziemlich stark rauschte, so daß die Geräusche, die sie verursachten, davon hoffentlich überdeckt wurden.

Als sie der Feuerstelle schon ziemlich nahegekommen waren, meinte Leonardo, daß es besser sei, jetzt abzusteigen. Er rutschte vom Pferd herunter und Carlo folgte seinem Beispiel.

„Und jetzt?“, fragte Carlo flüsternd.

Leonardo gab seinem Freund Marcellas Zügel. „Paß auf sie auf und warte hier. Ich werde mich mal umsehen!“

„In Ordnung.“

In geduckter Haltung schlich Leonardo auf das Feuer zu. Immer wieder versteckte er sich hinter einzelnen Sträuchern und wartete einige Augenblicke ab, bevor er sich weiter vorwärts heranschlich.

Im flackernden Schein des Feuers sah er den Mann mit dem Federhut sitzen. Er hatte eine Decke ausgebreitet. Neben ihm befand sich das Sattelzeug, sein Schwert und eine Ledertasche, die man an einem Riemen um die Schultern tragen, aber auch an einen Sattelknauf hängen konnte.

Diese Tasche ähnelte jener, die der andere Reiter benutzt hatte, dem Leonardo begegnet war.

War darin das Geheimnis enthalten, um das es hier ging? Ein Geheimnis, das wertvoll genug war, um zwei bewaffnete Kuriere regelmäßig nach Vinci reiten zu lassen?

Das Pferd des Reiters mit dem Federhut befand sich ein paar Schritte entfernt. Es war an einem Baum festgebunden und schnaubte plötzlich.

Der Mann am Feuer warf einen Blick dorthin.

Dann sah er sich in der Umgebung nach einer Ursache für die Unruhe des Pferdes um.

Leonardo verhielt sich ruhig. Er hielt den Atem an.

Hatte das Pferd ihn vielleicht bemerkt? Waren die Geräusche, die er verursacht hatte, vielleicht laut genug, um das Tier zu beunruhigen?

Als das Pferd sich noch einmal meldete und diesmal sogar wieherte, stand der Mann mit dem Federhut auf, ging zu dem Tier hin und tätschelte ihm das Fell. „Ganz ruhig“, sagte er. „Es ist doch nichts. Oder hast du etwa noch Durst?“

Der Mann nahm das Pferd am Zügel und führte es zu dem etwa zwanzig Schritt entfernten Bach, damit es trinken konnte.

Leonardo starrte auf die Ledertasche, die der Reiter am Feuer zurückgelassen hatte. Jetzt oder nie!, dachte er.

Geduckt schlich er voran. Da der Lagerplatz von hüfthohen Sträuchern umgeben war und der Bach etwas tiefer lag, konnte man ihn dann vermutlich von dort aus nicht sehen.

Zumindest hoffte Leonardo das.

Er erreichte die Tasche, öffnete sie und sah sich deren Inhalt an.

Es handelte sich um mehrere, zusammengefaltete Papiere, die schon etwas älteren Ursprungs sein mußten. An den Rändern waren sie vergilbt. Leonardo hörte, wie der Reiter seinem Pferd gut zuredete.

Kurz entschlossen nahm der Junge eines der Blätter und faltete es auseinander. Im Schein des Feuers konnte er erkennen, was darauf zu sehen war. Eine Unzahl Linien, daneben Entfernungsangaben und in einer sehr kleinen Schrift Namen und Bezeichnungen. *Fortezza di San Miniato*, stand dort zum Beispiel.

Das Ganze sah aus wie eine Karte oder...

...ein Plan!, erkannte Leonardo. Der Bauplan eines großen Gebäudes mit dicken Mauern.

Das Pferd schnaubte. Leonardo hörte Schritte.

Rasch faltete er das Blatt wieder zusammen, steckte es zurück in die Tasche und schnellte hinter einen der Sträucher.

Der Mann mit dem Federhut führte das Pferd zurück und band es fest.

Dann fiel sein Blick auf die Tasche und er erstarrte.

Die Tasche lag nicht dort, wie er sie hingelegt hatte. Leonardo hatte sie in der Eile einfach fallengelassen, nachdem er das Blatt wieder in die Tasche getan hatte.

Der Mann mit dem Federhut nahm die Tasche vom Boden auf, blickte hinein und legte sie wieder zum Sattel. Dann sah er auf den Boden und bemerkte offenbar Fußspuren.

Er nahm sein Schwert und zog die Klinge blank.

Mit beiden Händen umfaßte er den Griff. Er blickte sich um und folgte dann den Spuren. Leonardo hielt den Atem an. Er machte sich so klein er konnte und hoffte, daß der Mann mit dem Federhut ihn in der Dunkelheit hinter dem Strauch nicht sehen konnte.

Der Mann machte noch einen Schritt nach vorn. Sein Stiefel war gerade noch eine Armlänge von Leonardo entfernt. Der Mann hob sein Schwert, holte aus und schlug zu.

Der Strauch bot für die scharfe, im Mondlicht blinkende Klinge keinen Widerstand. Mit zwei schnell nacheinanderfolgenden Hieben säbelte er den oberen Teil des Strauchs weg. Dann ließ ihn ein Rascheln herumfahren.

„Wer ist da?“, rief er.

In einem der Nachbarsträucher schien sich etwas zu bewegen.

Der Mann mit dem Federhut schnellte nach vorn und schlug auch diesen Strauch kurz und klein. Ein Hase rannte im Schein des Feuers davon, schlug ein paar Haken und verschwand schließlich in der Dunkelheit.

Der Reiter atmete tief durch, sah sich noch einen Augenblick lang mißtrauisch um und kehrte schließlich zum Lagerfeuer zurück. Das Schwert steckte er griffbereit in den Boden. Er überprüfte noch einmal den Inhalt seiner Tasche und schüttelte den Kopf. Hatte er sich vielleicht nur etwas eingebildet? War er selbst es gewesen, der die Tasche aus Versehen anstieß, so daß sie nicht mehr an ihrem Ort gelegen hatte?

Er setzte sich wieder ans Lagerfeuer.

Leonardo wartete ab, bis der Mann sich auf seiner Decke ausgestreckt hatte und alles ruhig schien. Dann schlich er vorsichtig zurück. Er bewegte sich dabei äußerst langsam und vorsichtig. Schon ein einziger knackender Ast konnte den Reiter wieder auf ihn aufmerksam machen und Leonardo hatte keine Lust, Bekanntschaft mit der Schwertklinge zu machen.

Es dauerte quälend lange, bis er endlich zu Carlo und Marcella zurückgekehrt war, zumal er sich zwischenzeitlich auch nicht mehr ganz sicher war, ob er noch die richtige Richtung eingeschlagen hatte.

In der Dunkelheit schien alles gleich auszusehen.

„Da bist du ja endlich!“, entfuhr es Carlo erleichtert, aber Leonardo legte einen Finger auf den Mund.

„Schön leise bleiben!“, ermahnte er ihn flüsternd. „Du weißt nicht, wie weit der Wind deine Stimme trägt!“

„Wo warst du denn so lange?“, wisperte Carlo.

Leonardo erzählte seinem Freund, was geschehen war. „Ich hatte großes Glück, daß der Kerl mich nicht mit seinem Schwert einfach zerhackt hat!“

Als Leonardo berichtete, wie er an die Tasche des Reiters herangegangen war und deren Inhalt untersucht hatte, stand Carlo der Mund vor Staunen offen. „Ich muß schon sagen, ich bewundere deinen Mut, Leonardo. Das hätte ich mich nicht getraut!“

„Ein zweites Mal wäre mir das wohl auch zu riskant“, gestand Leonardo.

„Und? Was war denn jetzt in der Tasche? Landkarten, so wie du vermutet hast?“

Leonardo schüttelte den Kopf. „Das nicht, aber ich lag nahe dran. Es sind Pläne. Baupläne, um genau zu sein. Sie waren ziemlich vergilbt, also sind es Originale und keine Kopien. Es ist es genau wie wir gedacht haben. Der Mann mit dem Federhut bringt die Originale zum Portugiesen, läßt sie dort kopieren und dann kommt der Reiter mit der Lederkappe und holt sie ab, um sie wer weiß wohin zu bringen.“

Carlo runzelte die Stirn. „Baupläne? Warum macht jemand so ein Aufheben um Baupläne? Um was für ein Gebäude ging es denn?“

„Ich habe nur wenige Augenblicke auf das Blatt schauen können.“

Da stand *Fortezza di San Miniato*... Aber das sagt mir ehrlich gesagt gar nichts.“

„Aber mir!“, erklärte Carlo. „Immer wenn ich mit meinem Vater nach Florenz gefahren bin, kamen wir an der Fortezza di San Miniato vorbei. Das ist eine der Stadt vorgelagerte Festung. Ganz in der Nähe ist die Porta di San Miniato, eines der Stadttore von Florenz.“

„Gut, daß ich dich mitgenommen habe“, meinte Leonardo. „Über Florenz scheinst du ja einiges zu wissen. Ich war leider noch nie dort.“

„Es gibt insgesamt elf Stadttore, aber mein Vater nimmt immer die Porta di San Miniato, weil die Wächter dort keine Schwierigkeiten machen. Ich glaube, er gibt ihnen immer ein paar Florin, damit sie seinen Wagen nicht zu streng kontrollieren.“

Allerdings frage ich mich, was an solchen Plänen so wertvoll sein soll!“

„Es sind die Pläne einer Festungsanlage“, erinnerte Leonardo.

„Na und?“

„Eine Festung, die Florenz beschützen soll—so wie die Stadtmauer und die Tore! Überleg doch mal, für wen könnten solche Pläne wichtig sein?“

„Keine Ahnung, worauf du hinauswillst. Meinst du vielleicht, jemand will Florenz angreifen?“

„Genau! Und für jeden, der die Stadt angreifen will, ist es doch es doch ein Riesenvorteil, wenn er genauestens über die Festungsanlagen Bescheid weiß, oder? Carlo, der Portugiese und die beiden Reiter sind Spione!“

Kapitel 9

In Florenz.

Carlo meinte zunächst, daß es an der Zeit sei, nach Vinci zurückzukehren. „Wir könnten es gerade noch bis zum Morgengrauen schaffen—und niemand würde merken, daß wir in der Nacht nicht zu Hause waren!“

Aber Leonardo war strikt dagegen.

„Kommt nicht in Frage, Carlo! So nahe am Ziel geben wir nicht einfach auf.“

„Aber wir wissen doch jetzt, welches Geheimnis hinter dem seltsamen Verhalten des Portugiesen steckt! Er ist ein Spion! Das ist zwar nicht gerade harmlos, aber Gianna wird es freuen.“

„Wieso?“

„Na, weil doch nun feststeht, daß ihre Eltern keinen Hexenmeister beherbergen und dafür vielleicht vor Gericht gestellt werden!“

„Man wird sie genauso vor Gericht stellen, wenn sich herausstellt, daß sie einen Spion beherbergt haben, Carlo! Außerdem wissen wir noch zu wenig. Wir haben zum Beispiel keine Ahnung, von wem der Mann mit dem Federhut die Pläne eigentlich bekommt! Er muß irgendwelche Helfer unter den Beamten der Stadt haben. Und wenn das so sein sollte, dann müßten wir eigentlich auf geradem Weg zum Palast der Medicis gehen, um den Stadtherrn von Florenz zu warnen, daß jemand einen Angriff vorbereitet.“

Carlo atmete tief durch. „Du hast also wirklich vor, dem Kerl noch bis Florenz zu folgen, obwohl das gar nicht mehr nötig ist.“

„Es ist nötig“, beharrte Leonardo. „Wenn du nach Hause gehen willst, kannst du das ja gerne tun, aber das Pferd nehme ich mit. Außerdem brauche ich eigentlich auch deine Hilfe.“

Carlo atmete tief durch. „Wenn ich an den Ärger denke, den es zu Hause gibt!“

„Das hier ist wichtiger! Das wird auch dein Vater einsehen. Wenn es wirklich Krieg gibt und ein fremdes Heer hier alles verwüstet, dann leiden doch die Händler am meisten! Die fremden Soldaten werden sein Lager schneller plündern, als er es fortschaffen kann. Also tust du ihm einen Gefallen, wenn wir dafür sorgen, daß die Spione gefaßt werden!“ Carlo kratzte sich am Kopf.

„Wenn du meinst!“

„Ganz bestimmt!“, beharrte Leonardo.

„Und was machen wir jetzt?“

„Wir bleiben einfach hier und warten ab, bis der Mann mit dem Federhut wieder aufbricht. Dann folgen wir ihm.“

„Das klingt sehr einfach—aber ich fürchte ganz so ungefährlich, wie du es schilderst, ist es nicht.“

Leonardo und Carlo blieben abwechselnd wach und beobachteten, ob das Feuer noch zu sehen war. Schließlich wollten sie nicht verpassen, wenn der Mann mit dem Federhut aufbrach.

Carlo weckte Leonardo irgendwann, kurz vor Sonnenaufgang.

Am Horizont war bereits ein schimmernder Streifen zu sehen, der das Aufgehen der Morgensonne ankündigte.

„Er hat das Feuer offenbar ausgetreten“, sagte Carlo.

Sie lauschten beide und hörten dann den Hufschlag eines Pferds.

Der Mann mit dem Federhut setzte seinen Weg fort.

Leonardo war sofort hellwach.

„Na los! Hinterher!“, meinte er. „Worauf wartest du noch?“

„Wir müssen Abstand halten und dem Spion etwas Vorsprung geben“, fand Carlo. „Schließlich darf er uns nicht bemerken. Ich habe jedenfalls keine Lust, von einem Schwert zerhackt zu werden!“

Sie kletterten auf den Rücken der Stute Marcella und ließen sie in einem gemütlichen Tempo hinter dem Reiter hertraben.

Der Abstand, den sie zu dem Mann mit dem Federhut halten mußten, wurde immer größer, denn langsam wurde es hell. Aber dadurch wurde es auch möglich, ihn über eine größere Entfernung hinweg zu beobachten.

Die Stunden gingen dahin und zwischenzeitlich hatten sie ihn ganz verloren. Er war zwischen Bäumen, Sträuchern und kleineren Anhöhen verschwunden.

Erst als in der Ferne die Mauern der Stadt Florenz auftauchten, war der Reiter wieder zu sehen. Er ritt auf geradem Weg auf die Stadt zu.

Carlo und Leonardo konnten nun den Abstand zwischen ihnen und dem Reiter ruhig verringern, denn von allen Seiten strömten bereits Menschen und Fuhrwerke auf die verschiedenen Tore der Stadt zu. Es waren hauptsächlich Händler und Bauern, die ihre Waren auf den Markt bringen wollten oder Leute, die im Umland wohnten und sich als Tagelöhner und Hilfskräfte anboten.

Da fielen Carlo und Leonardo nicht mehr so auf, selbst wenn der Reiter mit dem Federhut auf sie aufmerksam wurde.

„Heya!“, rief Leonardo und trieb die Stute Marcella zu größerer Eile an. Aber das war mühsam.

„Sie ist erschöpft“, sagte Carlo. „Da kannst du nicht mehr viel erwarten!“

Trotzdem holte er gegenüber dem Mann mit dem Federhut etwas auf.

Dieser drehte sich zu den beiden Jungen um und betrachtete sie mißtrauisch von oben bis unten.

„Meinst du, er schöpft einen Verdacht?“, fragte Carlo.

„Nein, das glaube ich nicht. Wenn er mich gesehen hätte, wäre mein Kopf jetzt nicht mehr zwischen meinen Schultern.“

Der Mann mit dem Federhut zügelte sein Pferd und schien auf die Jungen zu warten.

„Wir bleiben ganz ruhig“, wandte sich Leonardo an Carlo.

„Einfach so tun, als wäre es für uns das Normalste der Welt, nach Florenz zu reiten!“

„Wer seid ihr?“, fragte der Mann mit dem Federhut, als Carlo und Leonardo nahe genug herangekommen waren.

„Mein Name ist Leonardo—und hinter mir sitzt mein Freund Carlo. Wir sind auf dem Weg nach Florenz, wie ich auch von Euch vermute, mein Herr.“ Der Mann musterte Leonardo abschätzig.

„Verfolgt ihr mich etwa schon länger?“, fragte er dann.

Leonardo versuchte, ein erstauntes Gesicht zu machen.

„Verfolgen?“, fragte er. „Wie kommt Ihr darauf, daß wir Euch verfolgen, mein Herr... Mit wem haben wir übrigens die Ehre, uns unterhalten zu dürfen?“

„Das tut nichts zur Sache“, sagte der Mann ziemlich schroff. Er strich sich den Spitzbart glatt, der sein Kinn bedeckte. „Ich möchte einfach nur wissen, seit wann ihr zwei mir folgt und warum!“

„Nun, wie schon gesagt, wir folgen Euch nicht, sondern es scheint nur so zu sein, daß wir dasselbe Ziel haben—die Stadt Florenz!“

„Und was wollt ihr dort, wenn ich mal fragen darf?“

„Unser Glück machen“, antwortete nun Carlo, bevor Leonardo etwas hatte antworten können. „Florenz ist eine so reiche Stadt, daß gewiß auch etwas von dem Reichtum für diejenigen übrig bleibt, die von Hause aus arm sind.“

„Also seid ihr Bettler!“, stellte der Mann mit dem Federhut fest. „Ich kann euch nur warnen, in Florenz gibt es schon mehr als genug Straßenkinder, die um Almosen betteln—da wird für euch kam etwas übrig bleiben.“

„Wir vertrauen auf Gott und unser Glück“, sagte Leonardo.

„So, so“, murmelte der Mann. Er schien den beiden Jungen noch immer nicht so recht zu trauen. Seine Linke legte sich um den Griff des mächtigen Schwertes, mit dessen Klinge Leonardo ja bereits um ein Haar Bekanntschaft gemacht hätte. Dann deutete der Mann plötzlich auf Marcella. „Wie kommt es, daß zwei angeblich bettelarme Jungs wie ihr ein Pferd zur Verfügung habt? Und ich sehe, daß einer von euch sogar Schuhe im Sommer trägt!“

Damit war natürlich Carlo gemeint.

Glücklicherweise fiel Leonardo eine passende Ausrede ein.

„Unsere Eltern sind schon vor Jahren an einer Krankheit gestorben und so mußten wir bei unserem Großvater leben, den der Herr nun auch zu sich geholt hat. Das Pferd ist alles, was er uns hinterlassen hat, denn sein Haus und seine sonstige Habe waren bereits verpfändet, weil er hohe Schulden hatte. Wir wissen nicht, wovon wir leben sollen.“

„Das ist ja eine rührende Geschichte“, höhnte der Reiter mit dem Federhut und verzog dabei das Gesicht auf eine Weise, die deutlich machte, daß er von dem, was er gehört hatte, höchstens die Hälfte glaubte.

„Ihr sagt es—und vielleicht habt Ihr für uns arme Kinder ja ein paar Florin übrig, damit wir wissen, was wir an diesem Tag essen sollen!“

Der Mann mit dem Federhut lachte schallend. Er griff an den Beutel, den er am Gürtel hängen hatte und holte ein paar Münzen heraus. Die warf er auf den Boden und ritt dann davon.

„Warte, ich hebe die Münzen auf“, kündigte Carlo an und kletterte von Marcellas Rücken herunter. Als er die Münzen aufgesammelt hatte, betrachtete er sie

staunend und überprüfte mit den Zähnen ihre Echtheit. „Die teilen wir“, sagte er dann.

„In Ordnung.“

Leonardo half ihm wieder auf Marcellas Rücken.

„Da gibt’s doch nicht“, meinte Carlo. „Du hast nicht nur eine perfekte Ausrede gefunden, sondern warst auch noch so überzeugend, daß der Kerl uns ein paar Münzern gegeben hat!“

„Ich weiß nicht, ob ich wirklich so überzeugend war“, widersprach Leonardo. „Am Lagerfeuer konnte ich die Tasche nicht wieder so zurücklegen, wie sie gelegen hatte und außerdem hat er meine Fußspuren gesehen.“

„Du meinst, er zieht eine Verbindung von diesen Fußspuren zu uns?“

„Jedenfalls sind meine Spuren kleiner als die eines Erwachsenen—und das ist bestimmt aufgefallen.“

„Du machst dir zu viele Sorgen, Leonardo. Oder willst jetzt etwa du umkehren?“

Leonardo überlegte kurz und schüttelte energisch den Kopf.

„Nein“, sagte er.

Sie folgten dem Reiter mit dem Federhut weiter bis zum nächstgelegenen Stadttor. Es war nicht die Porta di Miniato, wie Carlo versicherte. Er streckte die Hand aus und deutete ein Stück die Stadtmauer entlang. Die Mauer machte dort eine Wölbung. Mehrere hohe Wachttürme waren zu sehen. Hinter den Schießscharten patrouillierten Soldaten mit Armbrüsten. „Das ist die Festung, deren Namen du auf dem Plan gesehen hast, Leonardo! Und gleich daneben ist auch das Tor, das mein Vater immer benutzt. Aber da wir keine Waren einführen wollen, lohnt sich der Umweg für uns nicht.“

„Außerdem müssen wir ja auch dem Mann mit dem Federhut auf den Fersen bleiben“, gab Leonardo zurück.

Sie konnten beobachten, wie dieser von den Wächtern am Stadttor einfach durch gewunken wurde. Der Mann mit dem Federhut schien ihnen bekannt zu sein.

Wenig später erreichten Leonardo und Carlo das Tor.

Die Wächter interessierten sich nur wenig für sie und winkten auch sie einfach weiter.

Von der Pracht der Gebäude und dem bunten Treiben in den Straßen war Leonardo überwältigt.

Die Straßen waren voll von Händlern, Gauklern und vornehmen herausgeputzten Herrschaften, die sich das alles mit Interesse ansahen.

Der Mann mit dem Federhut drohte in dem Trubel zu verschwinden. Da er noch immer im Sattel saß, ragte er über die meisten Passanten hinweg und war noch zu erkennen.

„Warte hier“, sagte Leonardo. Er schwang sein rechtes Bein über den Kopf der Stute Marcella und ließ sich von ihrem Rücken hinuntergleiten. „Paß gut auf Marcella auf!“

„Was hast du vor?“, fragte Carlo.

„Ich will dem Mann mit dem Federhut folgen. Aber mit einem Pferd unter dem Gesäß sehe ich kaum eine Chance, durch dieses Gewimmel von Menschen hindurchzukommen.“

„Wo finde ich dich?“, rief Carlo.

„Gar nicht! Ich komme wieder hier her zurück!“

Und damit war er auch schon verschwunden. Er drängelte sich durch die Menschenmenge hindurch und hielt sich ungefähr in die Richtung, in die er den Mann mit dem Federhut hatte verschwinden sehen.

Leonardo dachte schon, daß er ihn verloren hätte und alles umsonst gewesen wäre, aber dann sah er den Reiter gerade in eine schmale Seitengasse reiten. Dort herrschte Schatten, denn die Häuser zu beiden Seiten hatten drei und mehr Stockwerke.

Leonardo folgte dem Mann und verbarg sich jeweils in den Türnischen. Schließlich stieg der Mann mit dem Federhut von seinem Pferd, machte es an einer Stange fest und klopfte an eine der Türen.

„Macht auf!“, forderte er und polterte anschließend auch noch gegen einen der geschlossenen Fensterläden, als die Tür zunächst geschlossen blieb. „Hier ist Matteo!“

Er blickte sich mißtrauisch nach allen Seiten um. Ein paar spielende Kinder rannten um die Ecke und verschwanden in einer Gasse zwischen zwei Häusern, die so schmal war, daß ein Reiter sie nicht passieren konnte.

Matteo wartete ab, bis sie fort waren, klopfte dann noch einmal—und diesmal deutlich heftiger gegen die Tür.

Diesmal wurde ihm geöffnet. Ein Mann mit grauen Haaren und einer dunkelroten Jacke streckte den Kopf ins Freie. Er blickte sich als erstes zu allen Seiten hin um, ehe er vor das Haus trat.

„Ihr seid zurück? Sehr gut!“

Matteo, der Mann mit dem Federhut griff zu der Ledertasche, die er den Sattelnäuf gehängt hatte und öffnete sie. Er nahm die Pläne heraus und übergab sie.

„Wann bekomme ich die nächsten Pläne?“, fragte er.

„Das geht nicht so schnell!“, meinte der andere, der die Pläne schnell unter seiner dunkelroten Jacke verbarg. „Ich kann nicht zu viele Dokumente auf einmal aus dem Palast verschwinden lassen! Dann fällt das auf!“

„Meine Auftraggeber drängen!“, erwiderte Matteo. „Sie wollen die Pläne der gesamten Befestigungsanlagen um Florenz so schnell wie möglich haben und wenn wir in dem Tempo weitermachen...“

„Das Risiko, das ich eingehe ist so schon hoch genug!“, erwiderte der Grauhaarige. „Frühestens in einer Woche kann ich wieder etwas für Sie tun. Ich muß die Originale schließlich auch wieder zurückbringen, was auch nicht ganz ohne ist! Wenn ich dabei erwischt werde, ist mir die Hinrichtung sicher!“

„Ihr bekommt eine Menge Geld dafür, Alessandro! Vergesst das nicht!“

„Ich tue, was ich kann!“

Der grauhaarige Alessandro verschwand wieder in seinem Haus.

Selbst Leonardo konnte aus der Entfernung noch hören, wie er die Tür verriegelte.

Matteo schwang sich wieder auf sein Pferd. Er lenkte es herum und ritt nun in Leonardos Richtung.

Der Junge preßte sich so weit es möglich war in die Türnische.

Der Mann mit dem Federhut kam näher. Die beschlagenen Hufe seines Pferdes klackerten auf dem mit Kopfsteinpflaster bedeckten Boden. Dann gab er dem Pferd die Sporen und ließ es die Gasse entlang galoppieren.

Er schnellte regelrecht an Leonardo vorbei und war so schnell, daß er den Jungen in der Eingangsnische überhaupt nicht bemerkte. Leonardo wagte es für ein paar Augenblicke nicht auszuatmen. Dann war der Reiter vorbei und der Hufschlag wurde leiser.

Schließlich vermischte er sich mit den anderen Geräuschen, die von der Hauptstraße herüberdrangen und war schon nach wenigen Augenblicken überhaupt nicht mehr zu hören.

Kapitel 10

Im Palast der Familie Medici.

Leonardo ging zu der Tür, hinter der sich die Wohnung des Grauhaarigen befand, der Alessandro genannt worden war.

Eigentlich hatte er gehofft, daß sich vielleicht ein Namensschild an der Tür befand, aber das war nicht der Fall. Er überlegte, was jetzt zu tun war.

Am Besten kehrte er zunächst mal zu Carlo zurück, der am Stadttor auf ihn wartete. Und dann konnte man weitersehen.

Auf dem Rückweg liefen im die Kinder wieder über den Weg, die in den engen Gassen Fangen spielten.

Der Kleinste in der Gruppe war nicht älter als fünf Jahre, das älteste Kind war ein Mädchen und Leonardo schätzte sie so alt wie Gianna.

„Wartet mal!“, rief der.

Sie sahen ihn etwas scheu an. Leonardo wohnte nicht hier in ihrem Viertel und war fremd für sie. Von daher konnte Leonardo verstehen, daß sie ihm mit Mißtrauen begegneten.

Was willst du?“, fragte das Mädchen.

„Ich habe eine Frage an euch. Hier wohnt ein Mann mit grauen Haaren und einer dunkelroten Jacke. Den müßtet ihr eigentlich schon mal gesehen haben.“

Das Mädchen verschränkte die Arme vor der Brust. „Der griesgrämige Alessandro?“, fragte es.

„Der meckert immer, wenn wir zu laut sind!“, mischte sich ein kleiner Junge mit dreckigen Händen und noch dreckigeren Füßen ein.

„Was wißt ihr über den Mann?“

„Warum willst du das wissen?“, fragte das Mädchen.

„Es interessiert mich einfach.“

„Er tut sich sehr wichtig damit, daß er im Palast unseres Stadtherrn Cosimo de' Medici der Bibliotheksverwalter ist!“

„Ich verstehe“, sagte Leonardo. „Wo befindet sich dieser Palast?“

„Was kriege ich, wenn ich es dir verrate?“

Leonardo holte eine der Münzen hervor, die Matteo ihm und Carlo zugeworfen hatte.

„Dafür führe ich dich sogar hin, wenn du willst“, sagte das Mädchen.

Leonardo wurde durch eine Vielzahl enger Gassen geführt und hatte schon nach kurzer Zeit die Orientierung fast völlig verloren.

„Wie heißt du?“, fragte Leonardo das Mädchen zwischendurch.

„Catarina.“

„Genau wie meine Mutter.“

Sie lächelte zum ersten Mal. „Meine Mutter heißt auch Catarina und meine Großmutter auch.“

„Das klingt nicht sehr einfallsreich“, fand Leonardo. „Aber ein schöner Name ist es trotzdem.“

Sie erreichten schließlich ein großes, mehrstöckiges Gebäude. Es kam Leonardo gewaltig vor.

„Darf man fragen, was jemand wie du im Palast unseres Stadtherrn zu suchen hat?“, fragte Catarina, als sie das Tor erreichten, durch das man in den Innenhof gelangen konnte.

„Das ist geheim“, antwortete Leonardo.

Sie schmunzelte und verschränkte die Arme vor der Brust. „Du bist also in geheimer Mission von Cosimo de' Medici unterwegs? Daß ich nicht lache! Dieser Mann herrscht schon seit Jahrzehnten in Florenz wird die Hilfe von so einem Knirps wie dir ja wohl nicht brauchen!“

„Wie gesagt, ich möchte nicht darüber sprechen“, sagte Leonardo. „Aber ich glaube, diese Stadt wird mir eines Tages noch mal sehr dankbar sein und sich lange an mich erinnern!“

„Träum ruhig weiter. Aber falls du dich tatsächlich mal um die Stadt verdient machen solltest und berühmt wirst—wen hatte ich dann die Ehre zum Palast zu führen?“

„Leonardo. Einfach Leonardo da Vinci.“

Sie lachte.

„Leb wohl. Ich glaube nicht, dass wir uns noch mal wieder begegnen oder voneinander hören werden.“

Wenige Augenblicke später war sie in der Menge verschwunden.

Leonardo versuchte in den Innenhof zu gelangen, aber die Wachen stellten sich ihm entgegen.

„Halt, Junge, was willst du hier?“

„Ich habe unserem Stadtherrn etwas Wichtiges zu melden!“

Der Wächter, der sich Leonardo in den Weg gestellt hatte war, trug ein Schwert an der Seite und eine Hellebarde in der Rechten.

„Am besten, du meldest das erst einmal mir und ich entscheide dann, ob es wichtig genug ist, damit Cosimo de' Medici sich damit beschäftigt“, sagte der Wächter freundlich.

„Nein, ich muß ihm das persönlich sagen!“

„Es tut mir leid, aber Cosimo de' Medici hat zuviel zu tun, um sich mit den Problemen von Kindern zu beschäftigen. Ich schlage vor, du gehst zu deinen Eltern und besprichst das mit denen. Und wenn die es für wichtig genug halten, beauftragen sie einen Notar, um eine Eingabe an die Republik zu machen. Hast du mich verstanden?“

„Sehr gut! Mein Vater ist Notar. Und der macht Geschäfte mit Herrn Cosimo de' Medici!“

„Ja, sicher. Und die Hühner meiner Großmutter legen goldene Eier!“

„Das ist die Wahrheit! Ich muß dieses Haus wirklich dringend sprechen! Das Schicksal der ganzen Stadt hängt davon ab!“

Der Wächter atmete tief durch. Hatte er bis jetzt noch amüsiert dreingeschaut, so hatte Leonardo jetzt das Gefühl, daß der Wächter die Unterhaltung langsam leid wurde. Er blickte ratlos zu einem der anderen Wächter hinüber, die vor dem Palast Dienst taten und patrouillierten, wer zum inneren Bereich Zugang hatte und wer nicht.

„Franco! Hilf mir doch mal!“, rief er. „Du stehst da nur und lachst in dich hinein...“

Der Mann, der Franco genannt worden war, trat etwas näher.

Dann blieb er zwei Schritte vor Leonardo stehen, stützte sich dabei auf seine Hellebarde und schob sich die mit Federn geschmückte Mütze in den Nacken. „Seit wann fürchtest du dich vor Kindern, Enrico?“, fragte er. „Wie willst du da den Palast verteidigen, wenn du schon Angst vor Kindern hast!“ Er konnte sich das Lachen kaum verkneifen.

„Er will unbedingt zu Cosimo de' Medici!“

„Der will doch nur betteln. Ich werde mal im Haus nachfragen, ob man ihm eine Kleinigkeit geben kann!“ Franco drehte sich um und ging.

„Ich will nicht betteln!“, versicherte Leonardo.

„Ja sicher“, nickte Enrico. „Und will mir hier auch die Füße platt stehen...“

Wenig später kehrte der Wächter namens Franco zurück und machte ein Zeichen, das nur bedeuten konnte, dass Leonardo zu ihm kommen sollte.

Ich darf jetzt doch in den Palast!, dachte Leonardo.

Wie war das möglich?

Hatten seine Argumente so überzeugend gewirkt? Wahrscheinlich hatte der Wächter bei Cosimo de' Medici persönlich vorgesprochen—und daß das ein kluger Mann sein mußte, das wußte Leonardo ja schon durch seinen Vater.

Triumphierend blickte er zu Enrico und ließ sich dann von Franco in den Innenhof des Palastes führen.

„Wo ist Herr Cosimo jetzt?“, fragte Leonardo unterwegs.

„Folge mir einfach und red nicht so viel“, gab Franco zurück. „Hat dir eigentlich schon mal jemand gesagt, daß deine Fragerei ziemlich anstrengend sein kann?“

„Ja, das ist schon vorgekommen“, gab Leonardo zu.

„Dann ist wahrscheinlich auch etwas dran. Also halt dich etwas zurück. Mein Dienst ist schon anstrengend genug und ich habe keine Lust, mir auch noch mit dummen Fragen Löcher in den Bauch bohren zu lassen?“

Also war Leonardo von nun an stille und sagte kein Wort mehr.

Allerdings erschien ihm der Wächter reichlich empfindlich zu sein.

Eigentlich hatte Leonardo erwartet, mit dem Wächter nun das prachtvolle Portal hinaufzugehen, das zum Haupteingang des Palastes führt. Aber stattdessen nahmen sie einen Nebeneingang.

Er folgte Franco durch eine Reihe von Fluren. Überall roch es gut. Aus manchen Räumen drang der Geruch von köstlichen Speisen.

Wenn es nicht gerade um das Schicksal der Republik Florenz gegangen wäre, dann hätte Leonardo liebend gern von den Köstlichkeiten genascht, die da wahrscheinlich zubereitet wurden.

Und dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

„Wir sind in der Küche!“, stellte er fest.

„Natürlich sind wir in der Küche.“

„Ich dachte, es geht zum Audienzsaal von Herrn Cosimo!“

„Ich bitte dich!“

Leonardo wurde in einen der Küchenräume geführt und angewiesen, sich an einen Tisch zu setzen. Einer der Köche fragte:

„Ist er das?“

Franco nickte. „Ja.“

„Ich verstehe unseren Herrn nicht. Warum gibt er armen Bettlern immer wieder Almosen und füttert sie durch?“

„Weil es ihn beim Volk beliebt macht“, sagte Franco. „Wenn ein Armer hier verköstigt wird, wird er es hundert anderen Armen weitererzählen und sie werden alle sagen, daß Cosimo de' Medici sie verköstigt hat!“

Der Koch wandte sich an Leonardo: „Du bekommst ein Stück Käse und ein Stück Brot. Iß es hier oder verschwinde gleich, das ist mir gleichgültig!“ Der Koch legte Brot und Käse vor Leonardo auf den Tisch. „Bitte! Du kannst dich nicht beklagen! Ich wette, du hast in deinem Leben noch nie so viel zu Essen auf einmal bekommen!“

„Ich werde es mitnehmen und mit meinem Freund teilen“, kündigte Leonardo an.

„Ganz wie du willst, mein Junge“, erwiderte der Koch. „Dann geht du am besten gleich wieder zu ihm.“

„Nicht bevor ich mit Cosimo de' Medici gesprochen habe“, beharrte der Junge. „Es werden die Pläne der Festungsanlagen von Florenz nach und nach aus dem Palast entfernt und von einem Mann in Vinci kopiert, der sie dann wiederum einen Vierten übergibt. Und dieser Bote bringt sie den Feinden!“

Der Koch wandte sich an Franco.

„Schaff mir dieses anstrengende Kind aus der Küche! Die Barmherzigkeit unseres Herrn Cosimo mag soweit gehen, Arme zu speisen—aber meine Barmherzigkeit geht nicht so weit, daß ich mir dieses unerträgliche Gerede anhöre!“

„Es ist die Wahrheit!“, beharrte Leonardo. Es half jedoch alle nichts.

Franco packte Leonardo von hinten am Kragen und schob ihn auf den Flur. „Du hast bekommen, was du wolltest, jetzt sei zufrieden!“, sagte der Wächter rau. „Jeder andere Bettler in der Stadt wäre glücklich mit dem Stück Brot und dem Stück Käse, die du bekommen hast! Aber du kannst einfach nicht genug bekommen, was? Hinaus mit dir, du Undankbarer!“

So sehr Leonardo auch protestierte—schon wenige Minuten später stand er wieder auf der Straße und konnte sich nun sicher sein, daß man ihn auf keinen Fall ein zweites Mal in den Palast lassen würde.

Leonardo fragte sich bis zu dem Stadttor durch, an dem Carlo auf ihn wartete.

Dieser kannte seinen Freund gut genug, um gleich erkennen zu können, daß er keinen Erfolg gehabt hatte.

„Wenigstens haben wir etwas zu essen“, sagte Leonardo. „Dir knurrt wahrscheinlich auch schon der Magen so sehr wie mir!“

„Das kannst du wohl laut sagen“, bestätigte Carlo.

Sie teilten sich das Brot und den Käse und hielten erst einmal eine Mahlzeit ab. Dabei erzählte Leonardo dem Freund, was geschehen war.

„Es hat mich einfach niemand ernst genommen!“, stellte Leonardo empört fest. „Die haben noch nicht einmal überprüft, ob mein Vater nicht vielleicht wirklich für Cosimo de' Medici Dienste als Notar verrichtet! Für die war gleich klar, daß ich nur ein Bettler sein kann—und entsprechend haben sie mich dann auch behandelt!“

Carlo nahm einen Bissen von seinem Käsestück. „Na ja“, sagte er mit vollem Mund. „Daß man dich für einen Bettler gehalten hat, hat auch seine Vorteile gehabt, würde ich sagen. Ich glaube kaum, daß man uns sonst irgendwo so etwas serviert hätte!“

Eine Weile berieten sie, was sie tun sollten.

Aber nachdem Brot und Käse aufgegessen waren, waren sie sich darüber einig, daß sie hier in Florenz nichts mehr ausrichten konnten. Was sie herausgefunden hatte, wollte hier einfach niemand zur Kenntnis nehmen.

„Wahrscheinlich macht man sich zu Hause auch schon Sorgen um uns“, glaubte Carlo. „Und wenn wir jetzt aufbrechen, sind wir ohnehin erst spät am Abend zurück.“

„Und dann?“, fragte Leonardo. „Was soll dann geschehen? Sollen wir einfach zusehen, wie Spione den Angriff einer Armee vorbereiten?“

„Keine Ahnung. Aber wenn es so kommt, dann können wir nichts daran ändern, Leonardo. Auch wenn wir es vielleicht gern möchten.“ Aber Leonardo war nicht bereit, das so einfach hinzunehmen.

Als die beiden Jungen nach Vinci zurückkehrten, war es bereits spät am Abend. Die Dunkelheit war längst hereingebrochen.

Leonardo setzte Carlo vor dem Haus der Maldinis ab. „Bis morgen“, sagte er.

„Darauf würde ich lieber nicht wetten“, erwiderte Carlo. „Es könnte gut sein, daß ich morgen und übermorgen nicht raus darf!“

„Abwarten!“, sagte Leonardo. „Es kommt immer darauf an, wie man etwas erklärt!“

„Ich fürchte, irgendwelche Erklärungen werden wohl nicht ausreichen, um den Ärger zu vermeiden.“

„Wenn du deinem Vater berichtest, daß du das alles nur getan hast, um gegen feindliche Spione vorzugehen, dann wird er dafür Verständnis haben“, glaubte Leonardo. „Er als Händler steht in jedem Fall als Verlierer fest, wenn es tatsächlich dazu kommen sollte, daß sich hier feindliche Heere gegenüberreten!“

Sie verabschiedeten sich und Leonardo ritt nach Hause.

Großvater hatte ihn schon kommen hören. Neben ihm stand Ser Piero, der die Arme in die Hüften gestemmt hatte und dessen Gesicht dunkelrot angelaufen war.

Leonardo stieg vom Pferd, sah vom Großvater zum Vater und wieder zurück und zuckte schließlich mit den Schultern. „Es tut mir leid, es ist etwas zu spät geworden.“

„Etwas zu spät?“, ereiferte sich Ser Piero. „Hast du eigentlich eine Ahnung, was wir uns alle für Sorgen gemacht haben, als Großvater am Morgen aufwachte und feststellen mußte, daß du mit dem Pferd weggeritten bist!“, entfuhr es Ser Piero, der das Wort ergriff, ehe Großvater auch nur einen einzigen Ton herausgebracht hatte. „Weißt du, was ich mir für Sorgen gemacht habe? Dir hätte sonst was passieren können!“

Als Leonardo dann damit anfang, daß er Florenz vor dem Angriff von Spionen bewahren wollte, unterbrach ihn Großvater sofort.

„Ich war immer großzügig gegenüber deinen Träumereien, Leonardo. Aber diesmal bist du zu weit gegangen und ehrlich gesagt, will ich mir diese Geschichten jetzt auch gar nicht weiter anhören!“

„Aber... der Portugiese ist ein Spion und...“

„...und wahrscheinlich war es deswegen unbedingt notwendig, in der Nacht nach Florenz zu reiten und womöglich im Palast um eine Audienz bei Cosimo de' Medici zu ersuchen!“

„Ich war im Palast!“, verteidigte sich Leonardo.

Ser Piero und Großvater wechselten einen besorgten Blick.

„Meinst du, wir brauchen einen Arzt oder gibt sich das von selbst?“, fragte Großvater.

Erst ein paar Tage später durfte sich Leonardo wieder mit Carlo und Gianna treffen, der die beiden Jungen natürlich ausführlich berichteten, was sie in Florenz erlebt hatten.

„Das heißt, mit Hexerei hat der Portugiese nun auf jeden Fall nichts zu tun?“, vergewisserte sich Gianna.

„Nein“, erklärte Leonardo bestimmt. „Ich bin vielmehr überzeugt davon, daß das alles ein Fall von Spionage ist. Es geht darum, Einzelheiten über die Befestigungsanlagen von Florenz herauszufinden so daß man sie leichter überwinden kann.“

„Zum Beispiel, indem man genau weiß, wo Geschütze stehen oder wo die Mauern am leichtesten zu durchbrechen sind“, ergänzte Carlo.

„Aber leider will man davon im Palast nichts wissen“, seufzte Leonardo. „Die haben mich für einen Bettler gehalten, mit Brot und Käse versorgt und wieder vor die Tür gesetzt. Und ich glaube nicht, daß es viel Sinn hätte, dort noch einmal aufzutauchen, um einen zweiten Versuch zu starten.“

„In diesem Fall würdest du wahrscheinlich auch nicht in wieder in der Küche, sondern im Kerker landen!“, glaubte Carlo.

Und Leonardo hatte das Gefühl, daß sein Freund in diesem Punkt gar nicht so weit daneben lag.

Man hatte ihn einfach nicht ernst genommen. Leonardo fragte sich manchmal, ob es vielleicht etwas genützt hätte, wenn es ihm gelungen wäre, Cosimo de' Medici persönlich gegenüber zu treten. Er hatte schon überlegt, seinen Vater deswegen anzusprechen.

Schließlich war er ja neuerdings als Notar für den Stadtherrn von Florenz tätig und da ließ sich ja vielleicht ein Zusammentreffen arrangieren.

Aber als Leonardo dies dann einmal Ser Piero gegenüber vorsichtig angesprochen hatte, war sein Vater alles andere als begeistert gewesen und hatte gleich abgewehrt. „Ich lasse mir durch diese Tagträume nicht die Geschäfte meines Lebens verderben!“, hatte er gesagt.

„Wir können also gar nichts tun!“, meinte Gianna. „Wollen wir wirklich nur da sitzen und abwarten, bis irgendwann ein fremder König mit seinen Soldaten durch dieses Land zieht und alles verwüstet?“

Eine Weile herrschte Schweigen unter ihnen. Sie saßen in Leonardos stickigem Zimmer und überlegten. Leonardo war heiß.

Er nahm eine seiner Zeichnungen, auf denen die Entwürfe von fantastischen Kampfmaschinen zu sehen waren und fächelte sich damit etwas Luft zu.

Eine ganze Weile sagte niemand ein Wort.

„Wir sind Kinder“, sagte Carlo. „Es ist nun mal so, daß wir nichts ausrichten können. Alles, was wir angefangen haben, hat uns doch bisher nur Ärger eingebracht. Ich kann froh sein, daß ich überhaupt wieder hier bei euch sein kann! Und das liegt auch nur daran, weil mein Vater zurzeit auf seiner Florenz-Fahrt ist.“

Leonardo kratzte sich am Kopf. „Vielleicht können wir doch etwas tun“, meinte er plötzlich. Sein Gesicht veränderte sich. Die Augen leuchteten plötzlich wieder. Seine Züge wirkten entschlossen, die Hände ballten sich zu Fäusten.

Noch schien es nur ein vager Gedanke zu sein, der sich in seinem Kopf bildete...

„Und was bitteschön könnte das sein?“, fragte Carlo in einem Tonfall, der ziemlich hoffnungslos klang.

Leonardo schnippte mit den Fingern. „Was haltet ihr davon, wenn wir zu dem Portugiesen hingehen, und ihn einfach zur Rede stellen.“

„Was?“, stieß Gianna hervor.

„Wir sagen ihm einfach, daß wir über ihn und seine Machenschaften Bescheid wissen!“

„Bist du noch bei Trost?“

„Und ob ich das bin, Gianna! Und jetzt hört euch mal meinen Plan an!“

Kapitel 11

Der Plan.

Am Abend kamen Carlo und Leonardo zum Gasthaus. Sie traten in den Schankraum und trafen dort auf Giannas Vater, der sie erstaunt ansah. „Nanu, was macht ihr denn hier? Wundert mich ja, daß ihr schon wieder durch die Gegend ziehen dürft—nach dem, was ihr euch vor ein paar Tagen geleistet habt. Also wenn ihr meine Kinder wärt...“ Die Geschichte von dem Ausflug nach Florenz, den Leonardo und Carlo unternommen hatten, hatte inzwischen schon in ganz Vinci die Runde gemacht und war überall Tagesgespräch gewesen.

„Wir haben eine Botschaft für den portugiesischen Gast, der bei Euch wohnt“, sagte Leonardo unbeirrt.

Giannas Vater runzelte die Stirn.

„Worum geht es denn?“

„Es ist uns aufgetragen worden, es ihm nur persönlich auszurichten.“

„War es einer dieser Reiter, die euch das aufgetragen haben?“, fragte der Wirt. „Oder erzählt ihr nur wieder irgendwelche seltsamen Geschichten?“

Leonardo ging darauf nicht weiter ein, sondern sagte stattdessen:

„Sagt dem Portugiesen, daß es um Pläne gehe, die er dringend erwartet. Dann weiß er Bescheid und wird uns sofort zu sich bitten!“

Der Wirt runzelte die Stirn. „Ein Geheimnis, ja?“

„Wir haben ein paar Münzen bekommen, damit wir mit niemand außer dem Portugiesen darüber reden!“ Der Wirt rief Gianna herbei. Sie kam aus einem Nachbarraum.

„Was ist?“

„Sag dem Portugiesen, daß hier zwei Jungen sind, die ihn sprechen wollen. Es ginge um Pläne, die er dringend erwartet!“

„In Ordnung“, sagte Gianna. Sie ging die Treppe hinauf.

Wenig später kam sie zurück. „Ihr sollt raufkommen!“, sagte sie an Leonardo und Carlo gerichtet. Als sie an ihr vorbei die Treppe hinaufgingen, wisperte sie noch. „Aber sagt mir nachher, wie es gelaufen ist!“

„Sicher!“, murmelte Leonardo.

Wenig später standen Leonardo und Carlo vor dem Zimmer des Portugiesen. Er stand breitbeinig in der Tür und strich sich den Bart glatt. Mit einem durchdringenden Blick musterte er die beiden. Dann deutete er auf Leonardo und sagte. „Dich kenne ich doch! Du hast in dem Baum gesessen und bist mit dem abgebrochenen Ast zu Boden gefallen!“

„Das stimmt“, gab Leonardo zu.

„Also, was wollt ihr?“

Er sprach mit einem starken Akzent und es war nicht immer ganz leicht ihn zu verstehen.

„Wir sollten das nicht hier auf dem Flur besprechen, wo jeder mithören kann“, sagte Leonardo. „Es geht um die Pläne, die Ihr kopiert und...“

„Schon gut!“, unterbrach sie der Portugiese. „Kommt herein! Und sprecht leiser!“

„Gerne!“

Leonardo und Carlo betraten das Zimmer des Portugiesen. Dieser hatte jedoch die Pläne, an denen er gearbeitet hatte, zuvor zusammengefaltet und weggelegt. Nur das Zeichenwerkzeug lag noch auf dem Tisch: Lineale und Bleistifte.

Der Portugiese verschränkte die Arme vor der Brust und sah die beiden durchdringend an. „Und nun heraus mit der Sprache! Was treibt ihr für ein Spiel?“

„Ihr seid ein Spion“, stellte Leonardo fest. „Wahrscheinlich für die Franzosen. Ein Mann namens Alessandro entwendet im Medici-Palast die Pläne der Befestigungsanlagen. Ein Bote bringt sie hier her. Ihr fertigt eine Kopie an, die von einem weiteren Boten fortgebracht wird. Aber wenn plötzlich alle Pläne auf einmal im Palast fehlen würden, fällt das auf und deswegen werden sie einzeln hier her gebracht.“

„Was ihr nicht sagt...“, murmelte der Portugiese.

„Ihr seid enttarnt“, sagte Leonardo so überzeugend er konnte.

„Und warum kommen dann ein paar Kinder, um mir das zu sagen—und keine florentinischen Soldaten, um mich festzunehmen?“

„Weil man Euch gewähren läßt, um an die Hintermänner heranzukommen. Man beobachtet Euch. Aber noch könntet Ihr fliehen und damit einer Verhaftung entgehen!“

Der Portugiese sah Leonardo prüfend an. „Warum warnt ihr mich?“

„Damit Ihr verschwinden könnt, mein Herr!“, sagte Leonardo.

„Wir haben darüber nachgedacht. Wir wollen nicht, daß ein fremdes Heer unser Land zerstört. Dafür müßte man Euch eigentlich verhaften, damit die Pläne der

restlichen Festungsanlagen nicht mehr weitergegeben werden können. Aber wenn Ihr verhaftet werdet, könnten auch die Eltern unserer Freundin Gianna in Schwierigkeiten kommen, weil sie Euch beherbergt haben, obwohl sie eigentlich Verdacht schöpfen mußten. Das wollen wir auch nicht. Die einzige Lösung ist, daß Ihr Euch sofort auf und davonmacht!“

Leonardo fragte sich, ob er überzeugend genug gewesen war. Der Portugiese schien noch an seinen Worten zu zweifeln. „Es ist Eure Entscheidung, mein Herr. Aber wenn Ihr noch lange zögert, zieht sich die Schlinge um Euch zu!“ Leonardo drehte sich in Richtung Tür. „Laß uns gehen, Carlo. Wir haben alles gesagt, was es dazu zu sagen gibt.“

„Wartet!“, hielt sie der Portugiese zurück. „Ich habe keine Ahnung, wie ihr das alles herausgefunden habt, aber... Ich kann nicht einfach fliehen.“

„Warum nicht?“

„Weil ich in einer verzweifelten Lage bin!“

„Erzählt!“, verlangte Leonardo.

„Und ihr beide wollt mir dann helfen?“ Der Portugiese lachte heiser. „Das ich nicht lache!“

„Unterschätzt uns nicht, mein Herr“, erwiderte Leonardo. „Wir haben schließlich auch herausgefunden, daß Ihr ein Spion seid. Und vielleicht sind wir die einzigen, denen Ihr trauen könnt—denn wir wollen zwar nicht, daß Ihr weiter Kopien von Plänen liefert—aber genauso wenig wollen wir, daß Ihr verhaftet werdet.“

Der Portugiese dachte einige Augenblicke darüber nach. Dann nickte er. „Ich will euch die ganze Geschichte erzählen“, sagte er.

„Und vielleicht seid ihr die einzigen, die sie je erfahren werden...“

Leonardo und Carlo lauschten gespannt, während der Portugiese erzählte. Sein Name lautete Joao. Er stammte aus einem Ort in Portugal, der Lagos hieß und deswegen nannte er sich Joao de Lagos.

„Ich war Kartenzeichner am Hof von König Heinrich dem Seefahrer“, sagte er. „Die Schiffe des Königs stießen immer weiter nach Süden vor. Sie brachten Seekarten mit und diese Karten mußten für nachfolgende Expeditionen kopiert werden. Das war meine Arbeit. Diese Karten wurden wie Staatsgeheimnisse behandelt und immer gut unter Verschuß gehalten. Eines Tages wurde ich dann ungerechtfertigter Weise beschuldigt, Kopien weitergegeben zu haben. Ich mußte fliehen. Erst nach Genua, später gelangte ich mit einem Schiff nach Pisa, wo ich mich als Karten- und Konstruktions-zeichner unter einem falschen Namen niederließ. Dann sprach mich eines Tages ein Agent des französischen Königs an.“

„Ist das der Mann mit der Lederkappe, der die Kopien von Euch abholt?“, fragte Leonardo.

Joao war überrascht. „Das weißt du auch?“ Er nickte leicht. „Ja, das ist er. Er hatte alles über meine Vergangenheit herausgefunden und wußte, daß ich in meiner Heimat gesucht werde. Also zwang er mich dazu, für ihn zu arbeiten und die Pläne der Festungsanlagen von Florenz zu kopieren. Sollte ich nicht gehorchen, dann bräuchte er nur anderthalb Tage nach Süden reiten und dem portugiesischen Gesandten in Rom von mir zu erzählen! Dann wäre ich meines Lebens nicht mehr sicher! Ihr seht, ich habe keine andere Wahl...“

Leonardo überlegte. Er rieb sich nachdenklich das Kinn. Daß der Portugiese selbst in einer verzweifelten Lage war, sah er ein. Aber wenn man ihn einfach ge-

währen und weiter Pläne kopieren ließ, glaubte der König von Frankreich vielleicht, daß er mit geringem Risiko angreifen konnte. Und das durfte auch nicht geschehen.

„Wie wär's, wenn Ihr die Pläne nicht ganz originalgetreu abzeichnet, sondern etwas verändert?“, meinte Leonardo. „Besser gesagt: Ihr solltet sie um ein paar furchtbare, neuartige, höchst geheime Kampfmaschinen ergänzen, die normalerweise in besonderen Kammern verborgen sind, so daß kein Reisender sie je gesehen hat. Aber bei einer Belagerung werden sie hervorgeholt und in Stellung gebracht!“

„Was sollten das denn für Maschinen sein?“

„Geschütze, Rollwagen, in denen Schützen ihre Büchsen abschießen können, ohne daß man sie selbst treffen könnte! Flugmaschinen, mit denen Soldaten von den Festungsmauern hinuntergleiten und dabei schießen könnten! Eisenkatapulte, die Raketen und Sprengsätze über so weite Strecken schießen, daß der Feind die Stadtmauern noch nicht einmal sehen kann!“

„Ihr müßt wissen, daß es eine der Lieblingsbeschäftigungen meines Freundes ist, sich solche Apparaturen auszudenken!“, ergänzte Carlo.

„Wenn der Agent die veränderten Kopien bekommt, wird er sehen, daß es keinen Sinn hat, Florenz anzugreifen, denn eine Stadt, die über derartige Verteidigungsmaschinen verfügt, ist uneinnehmbar.“

„Und ihr glaubt, der König von Frankreich wird das Interesse an einem Angriff verlieren?“, meinte der Portugiese skeptisch.

„Ganz genau“, nickte Leonardo.

„Ich dachte, daß man mich bereits beobachtet, und nur darauf wartet, meine Hintermänner zu überführen, bis man mich verhaftet!“

Leonardo druckte etwas herum. „Nun, das war vielleicht leicht übertrieben. Aber das könnte jederzeit passieren. Oder glaubt Ihr, daß nicht auch jeder andere herausfinden könnte, was wir geschafft haben? Aus Eurer Zwangslage kommt Ihr nur mit meinem Plan heraus!“

Der Portugiese grinste. „Ich wußte doch gleich, daß an deiner Geschichte etwas faul war!“, behauptete er. „Aber dein Plan ist gut. Vorausgesetzt, die Maschinen, die ich in die Pläne einzeichne, sind gut! Ich selbst habe leider nicht die Fantasie, um mir so etwas ausdenken zu können.“

„Ich werde Euch gerne mit meinen Entwürfen und Ideen aushelfen“, erwiderte Leonardo.

Kapitel 12

Der Agent des Königs.

An den folgenden Tagen besuchte Leonardo den Kartenzeichner Joao immer wieder und brachte dabei seine gesammelten Konstruktionspläne für Kriegsmaschinen mit.

Bisher existierte sie nur in seiner Fantasie—aber in Zukunft sollte es sie genauso in der Fantasie des französischen Königs geben.

Joao sah sich die Entwürfe Leonardos an. „Alle Achtung“, sagte er. „Du hast Talent zum Zeichnen! Vielleicht sollte dich dein Vater mal in einer Werkstatt als Lehrling anmelden!“

„Er hat sich schon erkundigt“, sagte Leonardo. „Aber dort nimmt man mich erst in ein paar Jahren, wenn ich etwas älter bin!“

„Wie gesagt, Talent hast du. Aber du brauchst eine Ausbildung.“

„Vielleicht könnt Ihr mir ja ein paar Eurer Tricks zeigen, Herr Joao!“, schlug Leonardo vor. „Laßt mich einfach nur zuschauen, wenn Ihr meine Entwürfe in Eure Arbeiten einfügt!“

„Ich habe nichts dagegen. Allerdings muß ich dich warnen.“

„Wovor?“

„Davor, daß der Agent, dessen Namen ich im Übrigen nicht einmal kenne, hier jederzeit und ohne Vorankündigung auftauchen kann. Und wenn er dich hier sieht, wäre das für uns beide nicht gut!“

„Kam er nicht meistens abends oder nachts?“

„Ja, aber nicht immer. Das liegt daran, wann er aufbricht.“

Leonardo sah sich um. Dann deutete er auf eine Truhe, die in der Ecke des Raumes stand und eigentlich dazu gedacht war, das Bettzeug zu verstauen. „Sollte es brenzlig werde, kann ich mich dort drinnen verstecken.“

„Gut“, nickte Joao. „Und nun sieh zu, wie ein Meister arbeitet und lerne!“

Stundenlang verbrachte Leonardo in der Kammer des Portugiesen. Oft blieb er bis spät abends dort, so daß sich Großvater schon besorgt erkundigte.

„Der Mann ist ein Zeichner“, erklärte Leonardo. „Und er hat sich angeboten, mir seine Kunst zu zeigen.“

„Einfach so?“, wunderte sich der Großvater.

„Nein, ich gebe ihm meine Fantasie dafür—daran mangelt es ihm nämlich, während ich davon im Überfluß habe!“

„Seltsam ist das trotzdem! Hast du nicht irgendwann einmal gesagt, daß der Portugiese ein Spion oder so etwas sei?“

„Da habe ich mich wohl geirrt“, behauptete Leonardo, der nicht weiter über dieses Thema diskutieren wollte.

Aber als Leonardo die für ihn neue Art des Zeichnens ausprobierte, die er bei Joao de Lagos gesehen hatte und der Großvater eines dieser Blätter in die Hände bekam, staunte er. Leonardo hatte sich tatsächlich in sehr kurzer Zeit viel abgeschaut.

Währenddessen arbeitete der Portugiese zahlreiche Ideen Leonardos in die Kopien ein, so daß Florenz als eine vor Waffen und Kriegsgerät nur so starrende Stadt erschien, bei der man sich auf eine jahrelange Belagerung einstellen mußte.

Der Bote holte die Originale regelmäßig ab, um sie nach Florenz zurückzubringen, während in etwas größeren Abständen der Agent mit der Lederkappe aus Richtung Pisa die Gasthaus aufsuchte, um die Kopien an sich zu nehmen.

Wochen und Monate vergingen. Der Sommer neigte sich schließlich dem Ende zu und in den Nächten wurde es jetzt schon manchmal deutlich kühler.

Eines Tages, als Leonardo wieder einmal sehr spät noch bei dem Portugiesen war, um ihm bei der Arbeit zuzusehen, klopfte Gianna an die Tür.

„Mein Herr, Euer Besucher ist da und möchte eingelassen werden!“, rief sie.

„Das muß der Agent sein!“, meinte Joao. „Er ist eigentlich schon überfällig. Ich habe mich schon gewundert, warum er die letzten Kopien noch nicht abgeholt hat.“

„Ich gehe in die Truhe!“, sagte Leonardo.

Joao nickte. „Tu das!“ Dann ging er an die Tür, öffnete sie und wandte sich an Gianna. „Sag ihm, er mag zu mir kommen. Ich bin bereit, ihn zu empfangen.“

„Jawohl!“, nickte sie.

Wenig später tauchte der Mann mit der Lederkappe in Joaos Zimmer auf. Den schweren Tritt seiner Stiefel hatte man bereits auf der Treppe deutlich hören können. Leonardo drückte den Deckel der Truhe etwas hoch, so daß er durch einen winzigen Spalt blicken konnte.

„Ich habe diesmal lange auf Euch warten müssen“, sagte der Portugiese.

„Ja, es ist viel geschehen“, sagte er. „Wo sind Eure letzten Arbeiten?“

„Ich werde sie für Euch zusammenfalten. Allerdings war der Bote aus Florenz inzwischen schon ein weiteres Mal hier, um mir neues Material zum Kopieren zu geben—und davon ist bislang nur ein kleiner Teil fertig.“

„So gebt mir alles, was fertig ist“, forderte der Agent. Er wartete geduldig ab, bis Joao alles zusammengepackt hatte. Anschließend übergab der Zeichner seine Arbeiten an den Agenten, der sie in seine Ledertasche steckte.

„Wir haben uns heute zum letzten Mal gesehen, Joao de Lagos“, erklärte er. Der Agent griff an seinen Gürtel und holte einen Beutel hervor, den er auf den Tisch legte. „Da ist eine hübsche Summe drin, die Euch das Vergessen erleichtern soll, Meister Joao.“

„Das Vergessen?“, fragte der Portugiese verständnislos.

„Ihr habt mich noch nie gesehen—ebenso wenig wie den Boten aus Florenz.“

„Ich verstehe nicht, ich dachte, für Euern Auftraggeber wäre es so wichtig, über die Festungsanlagen von Florenz genauestens Bescheid zu wissen und bisher habe ich vielleicht gerade einmal zwei Drittel der Pläne kopiert!“

„Eure Hilfe ist nicht länger notwendig.“

„Darf ich fragen warum?“

Der Agent lächelte kühl. „Ihr solltet inzwischen bemerkt haben, daß ich es nicht sehr schätze, wenn man mich ausfragt. Aber so viel will ich Euch in diesem Fall doch sagen: Mein König hat seine Pläne geändert.“

„So will er nicht mehr gegen Florenz zu Felde ziehen?“

Der Agent zuckte mit den Schultern. „Würdet Ihr das angesichts der furchtbaren Kriegsmaschinen wagen, wenn Ihr an seiner Stelle wärt?“

„Nein.“

„Lebt wohl, Joao. Ach, noch eine Kleinigkeit...“

„Ja?“

„Solltet Ihr jemals über die Dinge sprechen, die Ihr für mich getan habt, dann habe ich immer noch die Möglichkeit, Euch beim portugiesischen Gesandten in Rom anzuschwärzen! Bedenkt das also!“

„Das werde ich“, versprach der Portugiese.

Nachdem der Mann mit der Lederkappe verschwunden war und Leonardo draußen das Geräusch des Hufschlags gehört hatte, stieg er aus der Truhe.

„Habe ich das richtig verstanden? Ihr seid von diesem Erpresser erlöst?“, fragte der Junge.

Joao nickte. Der Portugiese strahlte über das ganze Gesicht. Der ungeheure Druck war von ihm genommen, unter dem er die ganze Zeit über hatte arbeiten müssen. „Ja, ich kann gehen wohin ich will“, sagte er und steckte den Beutel mit dem Geld ein. „Und so, wie es aussieht, werde ich auch nicht mehr lange hier bleiben. Es ist besser, wenn ich so schnell wie möglich fortgehe und irgendwo anders ein neues Leben beginne.“ Er zuckte mit den breiten Schultern.

„Vielleicht gehe ich nach Venedig. Aber auch oben im Norden soll es bedeutende Häfen geben. Lübeck oder Antwerpen zum Beispiel. Kartenzeichner werden wahrscheinlich überall gebraucht.“

„Bestimmt“, nickte Leonardo. „Aber eigentlich ist es schade. Ich hätte gerne noch mehr von Euch gelernt, Joao.“

Joao legte ihm freundschaftlich eine Hand auf die Schulter. „Du kannst für dein Alter schon sehr viel—und in den letzten Wochen hast du noch vieles innerhalb kürzester Zeit dazugelernt.“

„Aber es reicht mir nicht, daß es nur für mein Alter gut ist, was ich mache“, erwiderte Leonardo. „Ich möchte, daß es perfekt ist. Versteht Ihr?“

„Das verstehe ich sehr gut. Aber Perfektion, mein Lieber, gibt es vielleicht nur bei einem.“ Er deutete mit dem Zeigefinger senkrecht nach oben. „Aber hier unten auf der Erde gibt es so etwas nicht. Man kann sich immer nur bemühen, sich zu verbessern.“

Leonardo zog die Stirn in Falten.

„Dann hat man nie ausgelernt?“, fragte er.

Der Portugiese schüttelte den Kopf.

„Nie.“

Am nächsten Tag war der Portugiese einfach verschwunden, ohne sich noch einmal zu verabschieden. Was er dem Wirt noch schuldig war, lag in Gold- und Silbermünzen auf dem Tisch in seinem Zimmer. Außerdem lagen da ein paar Bleistifte und Lineale, eingewickelt in einen Bogen Papier, auf dem stand: „Für meinen Freund Leonardo aus Vinci, dessen Fantasiemaschinen mehr bewirkt haben, als viele andere Erfindungen, die tatsächlich gebaut wurden.“

Gianna brachte ihm das Päckchen.

Sie traf Leonardo zusammen mit Carlo in seinem Zimmer an, wo er gerade damit beschäftigt war, in einem Krug eine eigenartig gefärbte Flüssigkeit anzurühren, von der Gianna gar nicht weiter wissen wollte, was darin alles aufgelöst war.

Leonardo packte die Bleistifte aus und faltete das Papier auseinander, in dem sie eingerollt waren.

„Auf der Innenseite ist auch noch etwas!“, stellte er fest.

Carlo sah im über die Schulter. „Lauter Zahlen!“, wunderte er sich. „Das ist wohl mehr was für mich—zum rechnen!“

Einen Satz hatte Joao dazugeschrieben: „Verbinde alle Zahlen der Reihenfolge nach mit geraden Strichen!“, stand dort.

Das mußte Leonardo gleich ausprobieren. Die gefärbte Flüssigkeit war jetzt plötzlich nicht mehr so interessant. Er nahm einen der Bleistifte und begann die Zahlen zu verbinden.

„Das muß ein Rätsel sein“, glaubte Gianna.
„Es ist ein Rätsel“, bestätigte Leonardo.
Und sehr schon sehr bald konnte man auch erkennen, was dabei herauskam.
Ein Mann mit langen Haaren und Bart.
„Der Portugiese!“, murmelte Leonardo.

